

P.o.germ.

1959

R/4

P. g. e. m.
1957 k/4

Bodenstedt

Bedingungen.

- Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
- Für ein halbes Jahr mit . . . fl. 3. —
- Für ein Vierteljahr mit . . . fl. 1. 30 kr.
- Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
- Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

- Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
- Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
- Für einen Monat . . . fl. 1. —
- Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenseldergasse Nr. 8 in München.

29427.

<36614831760018

<36614831760018

Bayer. Staatsbibliothek



Im Verlage von Hermann Costenoble in Vena
erschieneu ferner folgende neue Werke:

- Vibra, Ernst Freiherr von, Tzarogv.** Roman
3 Bde. 8. broch. 3³/₄ Thlr.
- Vibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und
Novellen.** 4 Bde. 8. broch. 4¹/₂ Thlr.
- Vibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in
Peru.** Roman. 3 Bde. 8. broch. 3³/₄ Thlr.
- Vibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru
und Brasilien.** 3 Bde. 8. broch. 3³/₄ Thlr.
- Vibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen
aus Süd-Amerika.** 3 Bde. 8. broch. 3¹/₂ Thlr.
- Vibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel.** Süd-
amerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3³/₄ Thlr.
- Brachvogel, A. G., Beaumarchais.** Ein Roman.
4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Brachvogel, A. G., Historische Novellen.** 1. bis
4. Band. 8. broch. à Band 1¹/₂ Thlr.
- Brachvogel, A. G., Schubart und seine Zeit-
genossen.** Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch.
5¹/₂ Thlr.
- Brachvogel, A. G., Theatralische Studien.** 8.
broch. 24 Sgr.
- Brachvogel, A. G., Ein neuer Falstaff.** Ro-
man. 3 Bde. 8. broch. 4¹/₂ Thlr.
- Brachvogel, A. G., Aus dem Mittelalter.**
2 Bde. 8. broch. 2¹/₄ Thlr.
- Brachvogel, A. G., Narciss.** Ein Trauerspiel. Min.-
Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Sgr. Pracht-
voll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Sgr.
- Brachvogel, A. G., Adelbert vom Babanberge.**
Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Sgr.
Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Sgr.

- Brachvogel, A. G.,** Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2 $\frac{1}{4}$ Thlr.
- Brachvogel, A. G.,** Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Sgr.
- Brachvogel, A. G.,** Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Sgr.
- Breusing, Hermann,** Ein Geächteter. **Zweite Ausgabe.** 3 Abtheilungen in 6 Bänden. 8. broch. 5 Thlr.
- Buchrucker, Wolfgang,** Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Sgr.
- Bunhan, Johann,** Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaiskirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. 1 $\frac{5}{8}$ Thlr. In elegantestem englischen Einbände mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschnitt 2 $\frac{1}{3}$ Thlr.
- Burrow, Julie** (Frau Pfannenschmidt), Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Sgr.
- Byr, Robert,** Der Kampf um's Dasein. Roman. 5 Bde. gr. 8. Eleg. broch. 6 Thlr.
- Diezmann, August,** Leichtes Blut. Roman. **Zweite Ausgabe.** 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.
- Diezmann, August,** Frauenschuld. Roman. **Zweite Ausgabe.** 2 Bde. 8. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Erzählungen und Romane

von

Friedrich Bodenstedt.

Vierter Band:

Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's.

Zwei Bände.



Jena,
Hermann Costenoble
1871.

**Vom Hofe
Elisabeth's und Jakob's.**

Erzählungen

von

Friedrich Bodenstedt.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Jena,
Hermann Costenoble.
1871.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Miß Elisabeth Throgmorton</u>	<u>1</u>
<u>Sir Walter's Ende</u>	<u>139</u>

1100

111

"

"

"

"

"

"

"

"

"

"

"

"

"

"

Miß Elisabeth Throgmorton.

Daß man Dich schmäh't, beweist Nichts gegen Dich:
Verleumdung liebt das Strahlende zu schmäh'en,
Und durch Verdächtigung hebt Schönheit sich
Wie Himmelsblau durch einen Flug von Krähen.
Shakespeare.

I.

Es war im Frühling 1591, im Audienzgemache des Palastes von Whitehall.

Die Königin Elisabeth saß auf ihrem Thronfessel; vor ihr stand Robert Devereux, Graf von Essex. Sonst war Niemand zugegen. Aber eine junge Dame horchte mit klopfendem Herzen und dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit an der Thüre des Nebenzimmers.

Es schien keine Neugier gewöhnlicher Art zu sein, was die junge Dame zur Lauscherin machte: ihr ganzes Wesen verrieth eine tiefere Theilnahme an der in der Audienzhalle geführten, immer lebhafter werdenden Unterhaltung zwischen der schon alternden Königin und dem noch in voller Jugendblüthe stehenden Günstling. Plötzlich veränderte sie ihre Stellung; es genügte ihr nicht mehr zu hören, sie wollte auch sehen, was darinnen vorging. Sie hatte bis dahin das linke Ohr gegen

die Thür gedrückt gestanden, auf dem linken, verhüllten Fuße ruhend, während der rechte nur mit der Spitze den Boden berührte, aber so weit unter dem glänzenden Kleide hervortrat, daß man die weiße Schleifenrose auf dem hochhackigen, zierlichen Schuh sehen konnte. Jetzt beugte sie sich dem Schlüsselloche zu, aus dem sie vorsichtig den Schlüssel zu entfernen suchte, was ihr auch völlig geräuschlos gelang, worauf sie mit einem Eifer in das Throngemach spähte, als ob von dem darin Vorgehenden ihr ganzes Wohl und Wehe abhinge.

Die schöne Lauscherin war Elisabeth Throgmorton, Tochter des berühmten Staatsmannes Sir Nicholas Throgmorton, und das augenblicklich am meisten bevorzugte Ehrenfräulein der Königin, welche sie in guten Stunden ihre schöne Elisa nannte und von ihr sagte, sie vereine in sich alle Reize des Südens und Nordens.

In der That hatte Elisa (wie wir sie fortan auch nennen wollen, um sie von der Königin zu unterscheiden) bei einem Gesichte vom reinsten englischen Schnitt ein paar Augen von so südlicher Blut und eine so natürliche Anmuth der Bewegungen, wie man sie selten unter ihren Landsmänninnen findet. Man konnte sich trotz der

Ruhe, die sie äußerlich bewahren mußte um sich nicht zu verrathen, kaum ein bewegteres Bild denken, als die durch das Schlüsselloch Spähende darstellte. Ihre mühsam verhaltene innere Erregung verrieth sich nicht bloß im wechselnden Ausdruck des Gesichtes, sondern schien selbst durch die Falten des haushigen Kleides zu zittern und bis in die hohen Absätze der feinen Schuhe zu fahren. Plötzlich schnellte sie, ganz bleich im Gesicht, aus ihrer gebückten Stellung auf, schlich auf den Zehen einige Schritte dem Fenster zu und blieb dann stehen, wie unentschlossen was sie thun sollte, ob gehen, ob bleiben. Die Neugier überwog; sie schlich zurück nach der Thüre und nahm vorsichtig ihre lauschende Stellung wieder ein, in welcher sie, wie angewurzelt, bis zum Ende der bewegten Wechselrede zwischen der Königin und Graf Essex blieb. Sie hatte vorhin die Thüre in dem Augenblick verlassen, als die Königin in höchster Erregung von ihrem Sitze aufgesprungen war, eine fürchterliche Drohung gegen Essex ausstößend, der eine energische Bewegung der geballten Hand noch verstärkten Ausdruck gab. Jetzt schien der allerhöchste Zorn sich etwas gelegt zu haben. Die Königin hatte ihren Sitz wieder eingenommen und sah aus wie in dumpfem Brüten versunken,

während Esser mit bleichem Gesichte, das Auge fest auf sie gerichtet, zu ihr sprach:

„Ich weiß, daß Eure Majestät Macht haben über mein Leben, daß die Hand, die mich erhob, mich auch stürzen kann; es bedurfte wahrlich solcher Kränkung nicht um mich das fühlen zu lassen.“

„Ich bin die Gefränkte!“ warf die Königin ein.

Esser schüttelte das lockige Haupt und fuhr fort: „Wie ich durch mein Bestreben, mich zu rechtfertigen gegen unverdiente Vorwürfe, Eure Majestät kränken konnte, vermag mein Verstand nicht zu begreifen. Wo das Recht entscheidet, muß der Beschuldigte die Freiheit haben sich zu vertheidigen. So war es auch ehemals zwischen uns. Es ist nicht das erste Mal, daß meine Königin mich des Verraths, des Undanks, der Untreue und strafbarer Selbstüberhebung beschuldigt, allein in früheren Fällen dieser Art ward es mir immer leicht meine Unschuld darzuthun.“

„Weil ich Dir allzu leicht glaubte; weil ich Dich allzu sehr liebte!“ sprach die Königin, wie zu sich selbst redend, in einem Tone, in welchem sich Schmerz, Liebe und Zorn wundersam mischten. — „Ich weiß es wohl“ — fuhr sie fort — „ich habe Deinetwillen manchem braven Manne Unrecht ge-

than, und meine Pflicht fordert das auszugleichen. Die Einsicht kommt mir spät, aber besser spät als niemals.“ —

„Und jetzt soll die Reihe an mich kommen Unrecht zu dulden, weil Elisabeth Anderen allzu leicht glaubt — einen Andern allzu sehr liebt?“

„Dir, Robert, soll kein Unrecht geschehen. Ich liebe keinen Andern und werde keinen lieben wie ich Dich geliebt habe; ich will nur die Wunden heilen, die Du durch mich Anderen geschlagen, und verhüten, daß zu den alten Sünden neue kommen. Unterbrich mich nicht; ich will ausreden. Du hast Dich schwer an Walter Raleigh versündigt; Du hast keine Gelegenheit verabsäumt seine großen Verdienste zu schmälern und die Bande der Dankbarkeit, die mich an ihn knüpfen, zu lockern; Du hast jede meiner schwachen Stunden benützt, um Mißtrauen in mein Herz gegen ihn zu säen und den Glanz seiner Thaten zu trüben.“ (Hier nickte die schöne Lauscherin am Schlüsselloche so lebhaft zustimmend, daß sie mit der Stirn gegen die Thüre stieß und durch den Schall sich fast verrathen hätte. Doch nur einen Augenblick sah die Königin sich um, und fuhr dann fort:.)“ Raleigh hat sich mir immer als ein treuer Diener bewährt, trotz aller Zurücksetzung die er Deinetwegen er-

fahren; klug im Rath, tapfer im Felde, witzig in der Unterhaltung, zuverlässig in Allem. Er hat den Ruhm Englands über den Ocean getragen, hat neue Länder entdeckt, unsere Macht erweitert, unserm Wohlstand neue Quellen erschlossen...

„Kaleigh und immer dieser Kaleigh! — fiel Essex ein, unfähig sich länger zurückzuhalten — was hat der große Mann nicht Alles gethan! Ja, ich mache kein Hehl daraus, ich hasse den Menschen, weil er mir das Herz meiner Königin geraubt, das mir allein gehören sollte, wie ihr das meine. Ich...“

„Thörichter Knabe!“ — rief die Königin, vom Zorn der Leidenschaft hingerissen — „mein Herz hast Du nur zu lange allein besessen, aber das Deine habe ich immer mit anderen, und oft den unwürdigsten Personen theilen müssen. Dir genügte eine schöne Larve um Deiner Königin untreu zu werden, mit deren Gunst Du spieltest wie ein Kind mit einem Juwel, dessen Werth es nicht kennt und dem es deshalb bald jedes andere, werthlose Spielzeug vorzieht, bloß des Reizes der Neuheit willen. Schüttele nicht so frech weglegend mit dem Kopfe: ich kann Dir beweisen, was ich sage. Deine Verstellungskünste verfangen nicht mehr bei mir; auch nicht der Blick des unschuldig

Beleidigten, den Du jetzt annimmst und womit Du mich schon so oft getäuscht. Ich weiß, Du bist ein vortrefflicher Schauspieler; Du spielst so gut, daß man den Schein vom Wesen bei Dir nur schwer zu unterscheiden vermag; ich aber habe das gelernt durch bittere Erfahrung, und ich glaube weder Deinen Geberden noch Worten mehr."

„Elisabeth!“ —

„Schweigen Sie, Graf, und wagen Sie nie wieder diese vertrauliche Anrede gegen Ihre Königin! Die Zeit der Vertraulichkeit ist vorüber. Erschüttert war mein Vertrauen zu Ihnen lange schon; jetzt ist es völlig dahin.“

„Elisabeth!“ —

„Nicht mehr dies Wort, bei Gefahr Ihres Lebens!“

„Mein Leben habe ich oft für meine Königin gewagt und wag' es jetzt wieder, um sie zu zwingen mich zu hören, zu meiner Rechtfertigung.“

„Was können Sie sagen zu Ihrer Rechtfertigung Angesichts dieser Herzensergüsse an Lady S.?" — rief Elisabeth, ein Packet Briefe hervorziehend. — „Sind diese Briefe etwa nicht von Ihrer Hand geschrieben? nicht an eine vertraute Geliebte gerichtet? Und geht Ihr Verrath darin nicht so weit, daß Sie sogar auf meine vorgerückten Jahre

anspielen, um Ihre neue Geliebte zu überzeugen, daß Ihr Verhältniß zu mir nicht so inniger Natur sei, nicht so inniger Natur sein könne, wie Ihre Neigung zu ihr?"

Esser stand einen Augenblick wie vernichtet unter dem scharfen Auge der Königin. Doch nur einen Augenblick. „Ich will nicht fragen," sagte er, noch bemüht sich zu sammeln — „ich will nicht fragen, wie diese Briefe in die Hände Eurer Majestät gekommen."

„Auf solche Frage würde ich Ihnen auch keine Antwort geben," entgegnete die Königin stolz. Aber ich frage, was haben Sie hiernach zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen?"

„Zu meiner Rechtfertigung wenig, zu meiner Entschuldigung viel. Man weiht den Göttern das Edelste zum Opfer; das Uebrige gehört der gemeinen Erde an. Eure Majestät wissen, daß mein heißes Blut mich mehr als einmal auf Abwege getrieben hat, allein mein Herz hatte dabei nichts zu thun. In meiner beneideten Stellung, im Sonnenschein der Huld meiner Königin und bei meiner rüstigen Jugendkraft bin ich mehr als andere Sterbliche der Verlockung ausgesetzt. Der Stärkste zeigt sich meist am schwächsten und der Schwächste am stärksten im Widerstande, wenn

holde Gewalten auf ihn eindringen. Wen eine Königin liebt, den lieben auch viele andere Frauen.“

„An Ihren Liebesabenteuern und Ihrer berebten Kunst Ihre Fehler zu beschönigen, habe ich nie gezweifelt, sondern nur an Ihrer Treue und Aufrichtigkeit. Sie haben mit eherner Stirne immer Alles geleugnet und den unschuldig Verleumdeten gespielt, bis die Beweise Ihrer Schuld so unwiderleglich vorlagen wie heute.“

„Nur aus Zartgefühl und ehrfurchtsvoller Scheu verbarg ich Manches vor meiner Königin, bis ich gezwungen war es einzugestehen. Eure Majestät sind eine Göttin, die in ihrer höheren Gefühlswelt die gemeineren Triebe von der Leidenschaft des Herzens nicht zu unterscheiden vermag.“

„Bei Göttinnen spricht man nicht von vorge-rückten Jahren,“ erwiderte Elisabeth in etwas milderem Tone. —

„Aber wie anders als in menschlicher Anschauungsweise soll man das Göttliche den Menschen vermitteln? Ich bediente mich des Ausdrucks nur um anzudeuten, daß meine Liebe zu Eurer Majestät eine ältere, höhere, dauerndere sei als die flüchtige Neigung zu Lady S.“

Entweder mußte Elisabeth nicht, oder wollte

nicht wissen, daß die Briefe an die schöne Wittwe Sidney's gerichtet waren, bevor Essex sich heimlich mit ihr vermählt hatte. Diese heimliche Verbindung hatte, als die Königin davon erfahren, schon die heftigsten Scenen zwischen ihr und Essex veranlaßt. Der Name der schönen Frau durfte nie vor Elisabeth genannt werden, die sie überhaupt nicht als legitime Frau anerkannte und mit unverföhlichem Haffe verfolgte.

Essex glaubte schon wieder in günstigem Fahrwasser zu sein, allein bald bemerkte er mit einiger Beklommenheit, daß seine letzte Antwort keinen guten Eindruck auf die zwar maßlos eitle, aber an Verstand ihm weit überlegene Königin gemacht hatte, die mit stolzem Hohne ihr Auge auf ihn heftete, ohne ihn einer Erwiederung zu würdigen. Rasch entschlossen warf er sich ihr zu Füßen, sie auf den Knien um Verzeihung anflehend.

Dies verfehlte nicht sie etwas weicher zu stimmen. „Ich will Dir verzeihen, Robert,“ sagte sie, „wenn Dein Verhalten in der nächsten Zukunft mir Grund dazu giebt. Man kippt den Stuhl so lange bis er umfällt. Du sollst in meiner Nähe bleiben; was weiter geschieht, wird von Dir selbst abhängen. Es ist mein Unglück,“ fuhr sie fort, wie zu sich selbst redend, „daß Diejenigen, die ich

am meisten geliebt, mir am meisten Kummer verursacht haben. Ich fühl' es wohl: zu großem Theile war ich selbst daran schuld. Wo man gleich Alles giebt, bleibt nichts mehr zu wünschen übrig. Aber ich kann mein Herz nicht stückweis verschenken; ich kann nur lieben, hassen, oder gleichgiltig sein. Und wo ich am innigsten liebte, stieß ich auf Untreue, war ich des geliebten Besitzes am wenigsten sicher. Seltsam, daß gerade hierin ein gewisser Reiz für mich lag, daß die mit der Unsicherheit verbundene Unruhe mir gleichsam zum Bedürfniß wurde, wie viel ich dadurch auch zu leiden hatte. Wohl gab es Herzen, von welchen ich wußte daß sie mir ganz gehörten, und doch konnten mich diese nicht auf die Dauer fesseln. Allein das war so nur in früheren Jahren; jetzt verlangt mich nach sicherem Besitz. An Raleigh habe ich viel gut zu machen; er war immer treu wie Gold, hat mir nie Anlaß zu Zweifel und Mißtrauen gegeben; mehr als je brauche ich jetzt seinen Rath und Beistand. Raleigh soll heimkehren aus seiner Verbannung und, Essex! von der Art und Weise wie Sie sich zu ihm stellen, wird es abhängen, ob ich Ihnen verzeihe, oder nicht."

Bei diesen entschieden ausgesprochenen Worten stand sie rasch auf, wies, vom Thronstuhl hinab-

steigend, nach der Seitenthür, welche Esser öffnete, durch eine tiefe Verbeugung seinen Unmuth verbergend, und als die Königin in das Nebengemach trat, fand sie ihr schönes Hoffräulein am Fenster sitzend, scheinbar eifrig in das Lesen eines Buches vertieft. Miß Throgmorton erhob sich beim Eintreten ihrer Gebieterin und folgte derselben zur frühen Mittagstafel, während sich Esser empfahl, Demuth im Gesichte, Galle im Herzen.

Schlimmeres hätte dem verwöhnten, stolzen, übermüthigen Günstling nicht geschehen können, als die Rückberufung Sir Walter's an den Hof und die sich daraus ergebende Nothwendigkeit, mit diesem ihm in tiefster Seele verhassten, weil weit überlegenen Feinde und Nebenbuhler wenigstens äußerlich in gutem Einvernehmen zu leben. Sein einziger Trost lag in der Hoffnung, daß es seinem erfindungsreichen, an Intriguen aller Art gewöhnten und vor den gewagtesten Mitteln nicht zurückschreckenden Kopfe über kurz oder lang doch gelingen werde, wie schon früher nach ähnlichen Zwischenfällen, sich in der Gunst seiner für ihn nur zu schwachen Königin wieder festzusetzen und seinen gefährlichen Gegner zu beseitigen. Konnte er durch längeres und engeres Beisammenleben die Schwächen seiner Gebieterin doch besser als Raleigh, und

war es ihm doch einst in unerfahrener Jugend durch sein bloßes Erscheinen gelungen jenen aus dem Herzen Elisabeth's zu verdrängen: wie sollte ihm ein Gleiches jetzt nicht wieder gelingen, durch viele Erfahrungen gewißigt und genau die Macht kennend, welche die Gewohnheit über das Herz der alternden Königin übte.

II.

Es war im Jahre 1582 als Raleigh der Königin zum ersten Male näher trat. Aus einer angesehenen Familie im östlichen Devonshire stammend und mit überaus glücklichen Anlagen des Geistes und Körpers ausgestattet, hatte er seine Studien in Oxford und London schon 1569, kaum siebenzehn Jahr alt, beendet und nahm bald darauf Dienste bei der kleinen Elitetruppe, welche Elisabeth dem kühnen Henry Champernon erlaubte nach Frankreich zu führen, um dort für die protestantischen Fürsten zu kämpfen. Durch sechsjährigen Dienst auf der bewegten Kriegsbühne erwarb er sich nicht nur reiche militärische Kenntnisse, sondern lernte auch Welt und Menschen bei seiner ungewöhnlichen Begabung in ungewöhnlichem Grade kennen. Unter

dem Prinzen von Oranien focht er dann in den Niederlanden, wo Sir John Norris die englischen Hülfsstruppen befehligte. Im Jahre 1579 unternahm er eine Fahrt nach der neuen Welt, in Begleitung seines Stiefbruders Sir Humphrey Gilbert, der ein königliches Patent für Ansiedlungen in einigen Theilen Nordamerikas erwirkt hatte. Allein das Unternehmen schlug unglücklich aus und die Abenteurer kehrten nach vielen Mißgeschicken und dem Verlust eines Schiffes in die Heimat zurück. Ein Jahr darauf brach, in Folge päpstlicher Einflüsse, ein Aufstand in Irland aus und Raleigh that sich als Kapitän unter Arthur Grey Lord Grey de Wilton auf das Ruhmlichste durch seine Tapferkeit hervor, so daß ihm im nächsten Jahre die Befehlshaberschaft von Munster anvertraut wurde. Er schlug sein Hauptquartier in Lismore auf, wo er den ganzen Sommer hindurch in Wald und Feld mit den Rebellen zu kämpfen hatte. Hier machte er die Bekanntschaft des schon damals hochgefeierten Dichters Spenser, dem er immer in inniger Freundschaft verbunden blieb. Ein Streit mit Lord Grey de Wilton rief ihn nach London zurück, wo er seine Sache vor den Gerichten auszufechten hatte und seine Vertheidigung mit so glänzender Be-

redsamkeit führte, daß die Königin ihn näher kennen zu lernen wünschte.

Kaleigh stand damals, dreißig Jahr alt, in der vollsten Blüthe der Männlichkeit: eine imposante, tabellos gefügte elastische Gestalt; ein schönes, ausdrucksvolles, wettergebräuntes Gesicht mit energischem Sinn, Kühugeschwungener Nase und geistsprühenden Augen unter mächtiger Denkerstirn, und diese Vorzüge des Körpers gehoben durch eine so geschmackvolle wie reiche Kleidung: ein mit einer kleinen schwarzen Feder und einem großen Rubin nebst Perlen geschmücktes Barett; ein Leibrock von weißem Atlas mit braunsammetnem Ueberwurf, verziert mit Perlen, u. s. w. Seine Rüstung war so kostbar, daß sie später als Merkwürdigkeit im Tower aufbewahrt wurde. Gürtel und Schwert blitzten von Diamanten, Rubinen und Perlen.

Man erzählt, daß die Königin einst, in ihren Palast zurückkehrend oder, nach einer andern Version, im Begriff bei Greenwich ein Boot zu besteigen, eine sumpfige Stelle zu überschreiten hatte, welche sie zögerte mit ihren zarten Atlasschuhen zu betreten. Da habe Kaleigh, der sich in ihrer Umgebung befand, mit schneller Entschlossenheit seinen kostbaren Mantel über die sumpfige Stelle gewor-

fen, die Elisabeth, ihm dankbar zulächelnd, nun trockenen Fußes überschreiten konnte. Es ist das eine apokryphe Geschichte, welche zuerst durch Fuller in die Welt kam und durch Walter Scott's allbekanntesten, fesselnden und farbenreichen, aber in seinen historischen Angaben oft unzuverlässigen Roman Kenilworth die weiteste Verbreitung fand. Er wuchs schnell in ihrer Gunst, was auf zwei andere hochstehende Männer, zwischen deren Rath und Einfluß die Königin hin und her schwankte, eine so grundverschiedene Wirkung hervorbrachte, wie sie selbst von Charakter grundverschieden waren. Der eine, Hunsdon, Earl von Suffer, war ein Verwandter der Königin, ein stolzer, gerader Charakter und lange ihr herrschender Günstling. Er hatte zuerst die Blicke Elisabeth's auf Raleigh gelenkt, dessen schöpferischen Geist und rüstige Thatkraft er gern an entscheidender Stelle zu Gunsten des Staates nutzbar machen wollte. Der andere, Robert Dudley, Graf von Leicester, war ein Mensch ohne jeden sittlichen Halt und ohne alle höheren Fähigkeiten des Geistes, dagegen reich mit jenen kleineren Mitteln der Schlaueit, anschniegender Verstellungs- und Schmeichelkunst ausgestattet, durch welche Männer den eitlen Frauen leicht gefährlich werden, und dabei vor einer verführerischen

Gestalt und Anmuth, der Elisabeth niemals zu widerstehen vermochte. Sie hatte ihn schon im Tower kennen gelernt, wo er als Sohn des Herzogs von Northumberland, der Johanna Gray auf den englischen Thron brachte, ebenfalls gefangen saß und wie sein Vater auf dem Schaffot geendet haben würde, wenn die Königin Maria in zärtlicher Anwandlung ihn nicht begnadigt hätte. Elisabeth zog ihn gleich nach ihrer Thronbesteigung als Oberstallmeister an den Hof, machte ihn zum völligen Beherrscher ihrer Person, überhäufte ihn mit Auszeichnungen, Würden und Gütern, und steigerte seine Anmaßungen dergestalt, daß er allen Ernstes darauf hinsteuerte auch vor der Welt ihr Gemahl zu werden, zu dem Zwecke gegen die Vermählungsanträge Frankreichs und Oesterreichs intriguirte und seine Gemahlin, Amy Robsart, durch Gift aus der Welt schaffte. Elisabeth wußte, daß er mit ihrer Gunst prahlte, daß er beschränkten Geistes, unzuverlässig und treulos war; sie wußte auch, daß ihn die öffentliche Meinung als Giftmischer brandmarkte, und konnte sich doch des Zaubers seiner verführerischen Persönlichkeit nie erwehren.

Nur einmal schien es zur Freude aller Wohlgesinnten, als ob er ihren Stolz so beleidigt und

ihren Zorn in so hohem Grade erregt hätte, daß Versöhnung unmöglich wäre. Es war das, als die Königin seine heimliche Vermählung mit der verwittmeten Gräfin Essex erfuhr, mit der er schon lange in lichtscheuem Verkehr gelebt und die er dann selbst zur Wittwe gemacht, indem er ihren Gemahl durch Gift aus dem Wege räumte.

Trotz alledem gelang es dem einschmeichelnden Höflinge sie wieder ganz für sich zu gewinnen, indem er ihr klar machte, daß sie von ihm eine Treue fordere, die sie selbst nicht besitze, da sie ihn zwar immer unter ihren Freunden am höchsten gestellt habe, aber dadurch nicht verhindert worden sei, ihr Herz in wandelnder Neigung auch Anderen zu schenken.

Der Reiz, Elisabeth's Geliebter im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, hatte für Leicester längst aufgehört: ihm war es nur darum zu thun, sie durch seinen Einfluß zu beherrschen, und gern begünstigte er ihren Verkehr mit jüngeren Männern, so lange diese in ihm ihren Herrn und Meister erkannten. Zwei Jahre älter als die Königin, und ihre erste Liebe, beherrschte er sie nicht nur durch die Macht langer Gewohnheit, sondern mehr noch durch die ausspürende Schlaueit, mit welcher er ihren geheimsten Wünschen entgegenkam und sich

zum allezeit dienstwilligen Vertrauten ihrer Schwächen, Launen und Gelüste machte.

Er wußte sich ihr unentbehrlich zu machen und seine Fehler und Laster mit solcher Anmuth zu überkleiden, daß ihr bis zu seinem Tode Alles an ihm reizend erschien.

Man konnte auf ihr Verhältniß zu ihm die Verse Shakespeare's anwenden:

„Was ist's, das solchen Reiz dem Bösen giebt,
Daß, magst Du noch so schlimme Wege wandern,
Man doch weit mehr all' Deine Sünden liebt,
Als Tugend und Vollkommenheit in Andern!“

Da Leicester jedoch seiner Königin nur zu oft Gelegenheit gegeben hatte einzusehen, daß er zu großen Geschäften nicht zu gebrauchen war, und da sie neben ihrem schwachen Herzen auch einen starken Geist und wirklich hervorragende Regententugenden besaß, so hielt sie sich in ernstesten Dingen mehr an den Rath des Earl von Suffer als an den des Earl von Leicester. Zwischen diesen beiden Männern bestand eine tiefwurzelnde, unverföhnliche Feindschaft. Es war deshalb natürlich, daß Leicester das Erscheinen des von Suffer begünstigten Raleigh am Hofe von vornherein mit scheelem Auge ansah und auf alle möglichen Mittel und Ränke sann, um den rasch zu großem Ansehen

und Einfluß emporgestiegenen jungen Helden ungefährlich zu machen. Bloße Verleumdungen zu dem Zwecke verfingen bei der Königin nicht, welche die Ueberlegenheit Raleigh's sehr wohl erkannte und in ihrer Ueberzeugung von seiner aufrichtigen Hingebung nicht so leicht zu erschüttern war. Es konnte selbst Leicester nicht unbemerkt bleiben, daß Raleigh, dessen männliche Geradheit sich in seinem Gesichte abspiegelte, eine schwärmerische Verehrung für die Königin empfand, die er bis dahin nur von ihrer glänzendsten Seite kennen gelernt hatte und die ihm mit ihrem männlichen Verstande und weiten Blicke in ihrer Machtfülle und majestätischen Haltung wie ein Wesen höherer Art erschien.

Raleigh war nicht ohne poetische Anlagen; er wurde von seinen Zeitgenossen sogar als Dichter gepriesen und wäre vielleicht auch für die Nachwelt einer geworden, wenn sein thatenreiches bewegtes Leben ihm die nöthige Muße zu künstlerischer Ausbildung gegönnt hätte. Seine leicht erregbare Phantasie ließ ihn — wie alle poetischen Gemüther den Gegenstand ihrer Verehrung unwillkürlich idealisiren — seine ihm jetzt so huldvolle Königin schöner und erhabener erscheinen als sie wirklich war, während sie ihrerseits aufrichtige Freude empfand über

die schwungvollen Ausdrücke seiner Begeisterung, die ihr angenehmer in's Ohr klangen als die gewöhnlichen, wenn auch noch so überschwänglichen Schmeicheleien eines Leicester und seiner Creaturen. Sie suchte deshalb diese Begeisterung auf alle Weise zu nähren, indem sie sich Raleigh nur im vortheilhaftesten Lichte zeigte und ihre Schwächen sorgfältig vor ihm verbarg.

Allein ein so künstlich gesteigerter Verkehr ist nicht auf die Dauer durchzuführen, nicht auf seiner ursprünglichen Höhe zu erhalten, wenn die Geisteskräfte auf andere Weise vielfach in Anspruch genommen werden. Der Anspannung muß naturgemäß eine Abspannung folgen. So konnt' es denn nicht ausbleiben, daß Elisabeth bei ihren anstrengenden Arbeiten und Regierungssorgen oft wenig Lust hatte, sich zur Erholung noch zu verstellen, und das Bedürfniß fühlte, in gelassenerem Tone zu reden als sie mit Raleigh gewohnt war. Dieser war seinerseits ebenfalls immer mit ernstern Arbeiten beschäftigt: entweder bereitete er Entwürfe vor zu einem neuen großen Unternehmen, oder trieb kriegswissenschaftliche und historische Studien, oder versuchte sich in poetischen Ergüssen. Es sagte seiner thatkräftigen Natur wenig zu, lange müßig zu bleiben, oder

seine Zeit mit Intriguen und Nichtigkeiten hinzubringen und immer auf der Lauer zu stehen nach Art der gewöhnlichen Höflinge, die sich eben dadurch unentbehrlich zu machen wissen.

In diesem Stande der Dinge suchte und fand Leicester den geeigneten Boden, um seine Hebel zum Sturze Raleigh's anzusetzen. Er kam auf den Gedanken, einen noch jüngeren und glänzenderen Rivalen bei Hof einzuführen, in der Person seines eigenen Stieffohnes, des damals in frischester Jugendblüthe stehenden Robert Devereux, Grafen von Essex. Dieser hochfahrende, feurige, unternehmende und ehrfüchtige junge Mann vereinte in sich alle die blendenden Neußerlichkeiten, durch welche einst Leicester Elisabeth's Herz gewonnen hatte. Es fehlte ihm auch nicht an Geist und Verstand, wohl aber an jener Ausdauer der Arbeit, ohne welche die besten Anlagen als Funken versprühen, statt als stetiges Feuer leuchtend und wärmend fortzubrennen. Doch er war, wie er war, eine blendende Erscheinung, nicht bloß für die Königin, sondern auch für das Volk von England, und der rasch zugreifende, leichtsinnige, übermüthige Jüngling eroberte Elisabeth's Herz im Fluge. Er machte sich ohne Bedenken zum Geliebten einer Frau, die füglich seine Mutter hätte sein können, und sie empfand

für ihn eine Bärtlichkeit, die nur zu oft ihren sonst so hellen Verstand völlig verdunkelte.

Kaleigh mußte den Hof verlassen. Er war nicht gerade in Ungnade gefallen, aber der Königin ein unbequemer Beobachter ihrer Hingebung zu Essex geworden, den sie mehr liebte, weil er sie mehr ärgerte und sie durch seinen übermüthigen Leichtsinn in fortwährender Unruhe und Aufregung erhielt, die nun einmal zu ihrem Herzensglück gehörten, wie die Dornen zur Rose.

Berwickelte Gemüther suchen gern ihres Gleichen. Die meisten Frauen, welche nicht streng den Tugendpfad wandeln, haben unzuverlässige, leichtsinnige Männer lieber als zuverlässige, deren standhafte Treue ihnen bald lästig wird. Es liegt für sie ein eigenthümlicher Reiz in der Unruhe, welche der Zweifel erzeugt, und solche Unruhe wußten die Leicester und Essex immer geschickt in Elisabeth zu nähren. Von Kaleigh's männlicher Zuverlässigkeit dagegen war sie überzeugt, und ihr Herz entfremdete sich ihm immer mehr, je treuer und standhafter er sich bewährte. Schon ehe Essex an den Hof kam, hatte Kaleigh von der Königin Urlaub erhalten, eine zweite Fahrt nach Amerika zu unternehmen (1583), die noch unglücklicher ausfiel als die erste, ohne ihn jedoch zu entmüthigen. Er ließ

sich von der Königin einen Freibrief ausstellen (1584), kraft dessen er solche ferne heidnische und barbarische Länder entdecken und in Besitz nehmen durfte, die weder Christen angehörten noch von Christen bewohnt wären. So nahm er im folgenden Jahre ein Land in Besitz, aus welchem die Colonie Virginia erwuchs. Nun wurde Raleigh in's Parlament gewählt und von der Königin für seine Dienste zum Ritter geschlagen (1585), was damals noch als seltene Auszeichnung galt. Im März desselben Jahres veranlaßte er eine Expedition zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, unter dem Commando des Capitän Davis, nach welchem die bald gefundene Durchfahrt Davisstraße genannt wurde.

Für drei weitere erfolgreiche Expeditionen nach Virginia, aus welchen der Königin großer Vortheil erwuchs, und für seine Betheiligung bei der Unterdrückung des neuen irischen Aufstandes beschenkte ihn Elisabeth mit großem Landbesitz und ernannte ihn zum Seneschall von Cornwall und Exeter. Zu diesen Auszeichnungen gesellte sich bald noch die Würde eines Capitäns der königlichen Gardien. Im Jahre 1588 nahm Raleigh ruhmvollen Antheil an der Vernichtung der spanischen Armada. Im April des folgenden Jahres begleitete er Sir John

Norris und Sir Francis Drake auf ihrem Zuge nach Portugal, um Don Antonio, den Philipp II. von Spanien vom Throne gestürzt hatte, wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Für seine auf diesem Zuge entwickelte Umsicht und Kühnheit wurde er von Elisabeth mit einer goldenen Kette belohnt, die schwer an ihm hing, als Ersatz für seine Verbannung vom Hofe. Er besuchte auf der Heimfahrt von Portugal Irland, wo er bei seinem Freunde Spenser auf dessen reizender Besitzung zu Kilmolman an den Ufern der Mulla längere Zeit ein zurückgezogenes Leben führte. Spenser erzählt uns, daß Raleigh, unter den schattigen Erlen am Ufer der Mulla sitzend, seinen Gefühlen oft melodischen Ausdruck gab und ihn selbst zu poetischen Excursen anregte. Dies geht auch aus seinem Pastoral „Colin Clouts come home again“ hervor, welches er Sir Walter 1595 dedicirte und worin folgende Stelle vorkommt:

„Sein Lied scholl klagend durch die Lüfte hin,
 Wie er mißhandelt worden und verkauft,
 Seit Cynthia, des Meers Beherrscherin,
 Schuldlos aus ihrer Nähe ihn verbannt.
 Und immer wieder (Trost war hier vergebens!)
 Seufzt' er und sang, von tiefstem Schmerz gequält:
 Geliebte Königin, Göttin meines Lebens,
 Was bleibt mir noch, wenn Deine Huld mir fehlt?“

Spenser schickte sein Gedicht an Elisabeth und dies soll ihr Veranlassung gewesen sein, Sir Walter zu günstiger Stunde wieder an den Hof zu berufen.

III.

Am Abend desselben Tages an welchem unsere Erzählung beginnt, saß Elisa Throgmorton, etwas früher als gewöhnlich von der Königin beurlaubt, welche noch mit Staatsgeschäften zu thun hatte, einsam in ihrem Zimmer, nachdenklich den Kopf auf die wogende Brust gebeugt. Sie hatte den ganzen Tag über keine Zeit gefunden, den lebhaften Gefühlen und Gedanken nachzuhängen, welche die am Morgen belauschte Scene zwischen Essex und der Königin in ihr hervorgerufen, und nun, da sie allein war, mußte sie kaum, was mit sich anzufangen. Bei der ersten, durch das Schlüsselloch aufgefangenen Kunde von Raleigh's naher Rückkehr war sie so freudig überrascht worden, daß sie hätte laut aufjauchzen mögen vor Seligkeit; als sie dann aber bedachte, warum die Königin ihn zurückrief, drängten sich ihr widerstrebende Gefühle auf und bange Zweifel verscheuchten die Hoffnung.

Wie tief hatte sich das Bild dieses Mannes

ihrer Seele eingeprägt, seit sie ihn zum ersten Male gesehen! Wie war all' ihr Denken und Fühlen mit ihm verwoben! Wenn sie ein Buch las, dachte sie bei jeder sie näher berührenden Stelle, was er wohl dazu sagen würde. Wenn sie etwas nicht verstand, schlug sie ihr schönes Auge zu seinem ihr immer vorschwebenden Bilde auf, wie ihn um Aufklärung zu bitten, und oft war es ihr, als hörte sie ihn wirklich sprechen, und der Sinn der dunklen Stelle wurde ihr plötzlich klar. Wenn sie durch den Wald ging, erinnerte sie sich jedes Wortes, das er auf Spaziergängen im Walde mit ihr gesprochen: wie die Bäume nicht gedeihen, wenn sie einsam stehen und auch nicht wenn sie zu gedrängt stehen, und gleichsam einander erdrücken. Er sprach von den Schauern und Geheimnissen der labyrinthischen Urwälder, die er auf seinen fernen Wanderungen durchstreift; von dem Einfluß der Natur auf den Menschen, wie im beklemmenden Dunkel der undurchdringlichen Wildniß kein Lied aus der Kehle dringt, ja das Wort auf den Lippen erstirbt; er erschöpfte Alles, wozu die Umgebung zwanglos Veranlassung bot, mit poetischer Ausdauer in großen Zügen und wußte so klar und anschaulich zu schildern, daß sie es handgreiflich vor sich zu sehen glaubte. All' ihr übriges

Wissen erschien ihr werthlos, verglichen mit dem, was sie von ihm gelernt hatte, der dem Geringsten eine bedeutende Seite abzugewinnen und mit scharfem Auge das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern verstand. Sie hatte nur wenige Wochen in seiner Nähe gelebt, und doch, wie bedeutungsvoll war diese kurze Spanne Zeit ihr geworden! Erst durch seinen Umgang hatte ihr Leben die rechte Weihe erhalten, war ihr Urtheil gereift und ihrem Streben ein höheres Ziel gesetzt. Zugleich war ein Ernst über sie gekommen, von welchem man früher nichts an ihr bemerkt hatte. Früh des Rathes und der Fürsorge ihres trefflichen Vaters beraubt, der starb als sie noch ein kleines Kind war, wuchs sie auf unter der Obhut einer überzärtlichen Mutter, die ihrem Lieblinge Alles zu Willen that, um das holdselige Kind durch eine möglichst heitere Jugend für den Verlust des Vaters zu trösten. Zur Vollendung ihrer Ausbildung, wozu damals bei jungen Damen die Kenntniß der lateinischen Sprache und etwas Griechisch gehörte, kam sie dann in das Haus eines würdigen Geistlichen, Doctor Ellis, dessen Frau, aus vornehmer, aber verarmter Familie stammend, eine entfernte Verwandte von Sir Walter Raleigh war.

Hier lernte dieser sie kennen, als er nach

der Unterdrückung der irischen Rebellion, noch kaum genesen von einer Schenkelwunde, eine Rundreise zu seinen Verwandten machte und auch die von ihm hochverehrte Mrs. Ellis aufsuchte, die er seit langen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er liebte es, nach den Aufregungen des Krieges, langer Seefahrten und auch des Hoflebens, in ländlicher Zurückgezogenheit ein beschauliches Leben zu führen, und die einfachsten Verhältnisse waren ihm dann die angenehmsten. So fühlte er sich denn in dem bescheidenen, aber gemüthlichen Gastzimmer der Mrs. Ellis bald sehr behaglich, wozu die Bekanntschaft mit der schönen Miß Throgmorton nicht wenig beitrug. Er hatte während seines vielbewegten Lebens schon manches schöne Mädchen kennen gelernt, aber doch schien es ihm, als habe er ein so holdseliges Geschöpf wie dieses noch nie gesehen.

Miß Throgmorton war eine hochgewachsene, im edelsten Ebenmaß gebaute Blondine mit glänzend weißem Teint und sanftgerötheten Wangen. Ihre mäßig hohe, aber feingeschwungene Stirn ließ auf geistige Bedeutung schließen, noch mehr ihre wunderschönen, sinnigen, tiefblau strahlenden Augen. Ihr reizendes Näschen war leicht gebogen, der Mund klein und frisch, Kinn und Hals

wie die der Venus von Milo. Das ganze Gesicht trug das Gepräge so charaktervoller Schönheit, wie man sie höchst selten bei Blondinen findet. Obgleich sich die Festigkeit ihres Charakters entschieden in Gang und Haltung ausdrückte, waren doch alle ihre Bewegungen von der weichsten Anmuth übergossen. Geschmackvoll und wählerisch in ihrem Anzuge, sauber bis in's Kleinste, sah sie immer aus wie eine frische Blume, und die Kleider schienen zu ihr zu gehören, wie die Blätter zu den Blumen, als ob sie ein lebendiges Theil von ihr bildeten. Obgleich schon völlig erwachsen, als Sir Walter sie kennen lernte, machte sie mit siebzehn Jahren noch einen vorwiegend kindlichen Eindruck; allein ein Verkehr von wenigen Tagen mit dem bedeutenden Manne genügte, einen völligen Umschwung in ihr zu erzeugen.

Ihr war es, als ob ihr Leben erst jetzt anfinge einen würdigen Inhalt zu gewinnen; ihre ganze Vergangenheit kam ihr nichtig und kleinlich vor. Sie wurde nachdenkend, unsicher in ihrem Auftreten und suchte die Einsamkeit. Sie hatte immer für ein sehr begabtes Kind gegolten und ihre Leichtigkeit im Lernen und das Lob ihrer Lehrer hatten ihr ein gewisses Selbstgefühl gegeben, selbst im Verkehr mit unterrichteten Män-

nern; jetzt aber, Sir Walter gegenüber, erschien sie sich erschreckend klein und unbedeutend.

Allmählich jedoch gewann sie, gerade durch ihn, ihr Selbstvertrauen wieder. Es war als ob eine Stimme in ihr redete: wenn ein so bedeutender Mann mit Vorliebe Deine Gesellschaft sucht und es der Mühe werth findet, sich eingehend mit Dir über ernste Dinge zu unterhalten, so muß doch wohl etwas an Dir sein, was Dich über die Gewöhnlichkeit emporhebt.

An die Macht ihrer persönlichen Reize dachte sie dabei um so weniger, als er ihr niemals ein dahin abzielendes Wort gesagt hatte. Er sprach mit ihr in demselben gelassenen Tone, in welchem er sich mit der sehr unterrichteten und begabten Mrs. Ellis unterhielt, welche Miß Throgmorton als ein Ideal weiblicher Ehrwürdigkeit vorschwebte, so daß sie sich unendlich geschmeichelt fühlte, mit einer solchen Frau auf gleichem Fuße behandelt zu werden.

Sie ahnte nicht, welch' bezaubernden Eindruck sie in ihrer reinen Jungfräulichkeit auf Sir Walter gemacht, der, wenn er gewagt hätte seinen Gefühlen sich ganz hinzugeben, gleich bei der ersten Begegnung ihr zu Füßen gesunken sein würde, um ihr seine Liebe zu gestehen und sie zu fragen,

Fr. Bodenstedt, Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. II. 3

ob sie es über sich gewinnen könne, ihm anzugehören für das Leben.

Allein er war ein Mann der in der harten Schule des Lebens Selbstbeherrschung gelernt hatte, der schon oft die Triebe seines Herzens stark bekämpft, wenn sie ihn weiter zu führen drohten, als zu ein paar Stunden anmuthigen und anregenden Verkehrs, ein Mann, der den zwingenden Beruf in sich fühlte, noch große, schwere Aufgaben zu lösen, ehe er es wagen dürfe, sich ganz den Freuden der Liebe und stillen häuslichen Glücks zu überlassen. Dann vergaß er auch nicht, daß er achtzehn Jahre älter war als Elisa, und daß ein gefeierter, viel umworbener Mann nicht gleich jedes freundliche Entgegenkommen empfänglicher junger Damen für ächte Liebe nehmen darf.

Dazu kam, daß er noch den Vater Elisa's gut gekannt und hoch verehrt hatte. Sir Nicholas Throgmorton hatte sich als Staatsmann und Gesandter lange Jahre hindurch große Verdienste um England erworben, war aber bei seiner für jene Zeit seltenen Rechtschaffenheit in beschränkten Vermögensverhältnissen gestorben, und zwar am „Leicester-Rheumatismus“, wie der Volkswitz die Krankheit nannte, an welcher die Feinde des mächtigen Günstlings zu vercheiden pflegten. Sir

Nicholas, der als ein Anhänger der Somerset-Partei und des älteren Cecil dem Grafen Leicester tödtlich verhaßt war, wurde von diesem einst zu einem Souper eingeladen, wo man ihm einen Salat vorsetzte, dessen Genuß seinen Tod verursachte (1570).

Sir Walter Raleigh verkehrte mit Elisa wie ein väterlicher Freund, und sie kam dem rücksichtsvollen Manne mit dem innigsten Vertrauen entgegen. Es machte ihn glücklich zu sehen, wie sie an seinen Lippen hing wenn er sprach, wie sie in ihn drang, ihr von seinen Feldzügen und Seefahrten zu erzählen, was er unaufgefordert nie that, und wie sich alle Empfindungen ihres reinen Gemüths in den tiefblauen Augen abspiegelten. Es entging ihm nicht, daß sie durch seinen Umgang nach kurzer Zeit wie umgewandelt erschien. Sie war jetzt ein wunderliches Gemisch von Ernst und übermüthiger Laune, von imponirender Würde und hinreißender Kindlichkeit, je nach dem Wechsel der Stimmung; allein Ernst und Würde bildeten fortan den Grundzug ihres Wesens.

Zuweilen überkam es ihn wohl an ihrer Seite, trotz aller Selbstbeherrschung, mit einer Gewalt, der er kaum zu widerstehen vermochte, und er war einmal nahe daran ihr sein ganzes Herz zu offen-

baren, als ein unversehener Zwischenfall den Strom seiner Gefühle theilte.

Auf einem Spazierritte hatte er das Unglück mit dem Pferde zu stürzen und durch die dabei stattgefundene, sonst nicht schwere Verletzung seine kaum geheilte Schenkelwunde in Mitleidenschaft zu ziehen. In Folge dieses Unfalls mußte er eine Woche lang das Bett hüten und sah während dieser Zeit Elisa Throgmorton gar nicht, dagegen die Tochter des Hauses, Miß Mary Ellis, sehr häufig. Ihre Mutter führte sie selbst zu ihm mit den Worten: „Mary wünscht sich Ihnen während Ihres Unwohlseins nützlich zu machen; sie ist eine sehr sorgsame Krankenpflegerin und wird Ihnen auch gern durch Vorlesen die Zeit vertreiben, so oft Sie das wünschen; sie liest vortrefflich.“

Sir Walter war sonst kein Freund vom Vorlesen, that jedoch aus Rücksicht auf die Mutter, als ob ihm ein großer Gefallen damit geschehe, da er sah, daß Miß Mary gleich ein Buch mitgebracht hatte. Es waren die damals den portieschen Geschmack beherrschenden und von den englischen Dichtern vielfach nachgebildeten und oft übertroffenen Sonette Petrarca's. Miß Mary las mit ziemlich reiner Aussprache des Italienschen eine Auswahl derselben mit solcher Feinheit

des Ausbruchs, solchem Gefühl und Verständniß daß Sir Walter ein über das andere Mal in Ausrufe der Bewunderung ausbrach und sie flehentlich bat, fortzufahren, als sie Miene machte das Buch bei Seite zu legen.

„Nein“ — erwiderte sie — „von diesen Genüssen kann man nicht zu viel auf einmal vortragen; auch bedürfen Sie der Ruhe, und ich fürchte, Sie schon zu lange durch meine Gegenwart belästigt zu haben.“

Es klang aus diesen Worten, nach welchen sie sich anschickte das Zimmer zu verlassen, etwas wie ein leiser Vorwurf, daß er sich bisher gar nicht um sie bekümmert habe. Sir Walter fühlte das wohl, und er fühlte auch, daß sie recht hatte.

„Wenn Sie nicht weiter lesen wollen,“ sagte er in seinem freundlichsten Tone, „so thun Sie mir die Liebe, sich noch ein wenig mit mir zu unterhalten; Sie verbinden mich unendlich dadurch!“

Mary wäre vielleicht doch gegangen, wenn er nicht in dem Augenblick, bemüht sich ein wenig aufzurichten um etwas Limonade zu trinken, seine Wunde unsanft berührt hätte, wobei ihm unwillkürlich ein leiser Schmerzensschrei entfuhr.

„Thut's Ihnen sehr wehe?“ fragte sie, rasch umkehrend und sich theilnahmsvoll über ihn beu-

gend, als sie sah, daß sein Gesicht ganz bleich war.

„O, es ist nichts,“ antwortete er matt, „es wird gleich vorüber sein.“

Er deutete nach der Limonade, die sie ihm reichte und die er in hastigen Zügen trank, wonach er sich wieder etwas wohler fühlte.

Mary war ihm beim Trinken in sehr behutsamer Weise behülflich gewesen.

Er richtete sein Auge auf sie und reichte ihr wie zum Dank die Hand, welche sie in seltsamer Erregung an die Lippen preßte, indem sie zugleich vor dem Bett auf die Kniee niedersank und ihr Gesicht über seine Hand auf die Decke beugte, wie um es vor seinem Anblicke zu bergen.

Plötzlich erhob sie den flammenden Kopf wieder, schoß ihm aus ihren schwarzen Augen einen feurigen Blick zu, der ebenso in ihm zündete, wie vorher das glühende Küssen seiner Hand; dann schüttelte sie, vor sich hinstarrend, den Kopf wie in Zweifel mit sich selbst, sprang auf und verschwand aus dem Zimmer geräuschlos wie ein Gespenst.

Sir Walter befand sich während und nach dieser Scene in einer wunderbaren Aufregung. Wäre das eben Erlebte nicht im Hause eines chr=

würdigen Geistlichen mit der als Musterkind gepriesenen Tochter einer hochgebildeten Frau von den strengsten Grundsätzen vorgefallen, so würde Raleigh entschieden auf den Gedanken gekommen sein, er habe es mit einer abgefeimten Londoner Kofette zu thun. Diese Mary, welche er da eben mit leuchtenden Augen, flammenden Wangen und räthselhafter Hingebung in überaus anmuthiger Bewegung vor sich gesehen, schien ihm ein ganz anderes Wesen zu sein, als jene sittsame, trockene, wortkarge, in ihrer Zurückhaltung fast herbe Tochter des Pfarrhauses, die er zuerst kennen gelernt und mit der er wochenlang verkehrt, ohne die Möglichkeit eines so überraschenden Umschwungs zu ahnen. Er hatte sie immer mit jener gemessenen Höflichkeit und ehrerbietigen Achtung behandelt, die ihr zurückhaltendes Benehmen herausforderte. Sie hatte ihm nie mit unbefangener Herzlichkeit in's Auge gesehen und die Hand gedrückt, wie Miß Throgmorton vom ersten Tage an gethan; im Gegentheil, wenn er ihr seine Hand reichte, so hielt sie die ihre immer so kalt und steif hin, als ob die feingeformten Finger gar keiner Belebung und Regung fähig wären.

Dies hatte ihn sogar unangenehm berührt, nicht weil er ihre Gunst suchte, was ihm selbst im

Traume nie eingefallen war, sondern weil ihn immer unwillkürlich ein gewisses Mißtrauen beschlich gegen Leute, die seinen warmen Händedruck so kalt und förmlich erwiderten. Was er dann aber von allen Seiten über Mary hörte, konnte nur dazu dienen, ihre Zurückhaltung freundlich zu deuten und seine Achtung vor ihr zu steigern. Ihre Eltern hatten sich von Mary's frühesten Kindheit an über nichts in ihrem Benehmen zu beklagen gehabt als über ihren Mangel an Bärtlichkeit; ihr überlegener Verstand schien von früh auf sich auf Kosten des Herzens zu entwickeln. Nicht, daß sie dabei ohne eine gewisse Gutmüthigkeit gewesen wäre: sie gab leicht fort, was sie hatte, wenn es sie kein Opfer kostete; am Gelde hing sie wenig und war besonders freundlich gegen untergeordnete Personen, mit welchen sie sich auch vorzugsweise unterhielt.

Sie konnte durchaus keinen Tadel vertragen, hatte das Bedürfniß fortwährend gelobt zu werden, und that deshalb Alles was in ihren Kräften stand, um Lob zu verdienen. Sie war fleißig, ordnungsliebend und sauber bis in's Kleinste. Ihre Lehrer lobten sie als ein wahres Musterkind; ihre Eltern verschwanden an Mary, die, ohne gerade regelmäßig hübsch zu sein, doch einen

sehr lieblichen Eindruck machen konnte, wenn sie wollte, ihre ganze Zärtlichkeit. Sie war die Bewunderung der ganzen Umgegend; die vornehmen Damen auf den benachbarten Gütern suchten sie bei jeder Gelegenheit in die Gesellschaft ihrer Kinder zu ziehen; sie wurde in ungewöhnlichem Grade verwöhnt und verhätschelt.

Trotz alledem war Mary nicht glücklich. Der Abstand zwischen den prachtvollen Schlössern der reichen Gutsherren und ihrem einfachen väterlichen Hause erschien ihr doch gar zu groß, und dann merkte sie bald deutlich genug, daß sie nur ein geduldetes, nicht ein vollberechtigtes Mitglied jener vornehmen Gesellschaft sei, in welche sie nur gehen durfte, wenn man sie holen ließ.

Dazu kam, daß sie wenig Sinn für ländliche Vergnügungen hatte und die Reize der anmuthigen Gegend sie ziemlich gleichgiltig ließen. So langweilte sie sich herzlich am häuslichen Herde, und ihr ganzes Streben war darauf gerichtet nach London zu kommen und die große Welt kennen zu lernen.

Die einzige Möglichkeit, welche sich ihr zur Erfüllung ihrer Wünsche bot, war, Gouvernante oder Gesellschafterin in einer vornehmen Familie zu werden. Dazu fand sich bei ihren vielen Bekanntschaften bald Gelegenheit, und sie ging beim

Grafen von W. eine Verpflichtung auf mehrere Jahre ein, ohne ihre Eltern auch nur um Rath gefragt zu haben.

Diese waren nicht wenig überrascht, als die kaum siebzehnjährige Mary ihnen eines Tages erklärte, sie fühle sich jetzt gereift genug um auf eigenen Füßen zu stehen und habe den Entschluß gefaßt, als Gouvernante des Grafen von W. im nächsten Monate nach London zu gehen.

Die Eltern Mary's waren bei dieser Nachricht wie aus den Wolken gefallen; der Gedanke, sich von ihrem geliebten Kinde zu trennen, war ihnen noch nie in den Kopf gekommen.

Der betrübte Vater bot seine ganze Beredsamkeit auf, um ihren Sinn zu ändern; die Mutter konnte lange vor Thränen nicht zu Worte kommen und beschwor dann Mary bei allen Gütern des Himmels und der Erde, sie nicht zu verlassen; allein weder die Ermahnungen des Vaters, noch die Thränen der Mutter vermochten Mary zurückzuhalten oder ihr auch nur einen tieferen Eindruck zu machen. Ihr Auge blieb trocken und ihr Herz ruhig während der ganzen Zeit wo sie ihre Vorbereitungen zur Abreise traf, und auch am Tage der Abreise selbst; es war als ob sie gar nichts Liebes zurückließe.

Die armen Eltern fanden erst einigen Trost wieder, als nach Monaten ein Brief von der Gräfin W. eintraf, des Inhalts, daß sie sich freue ihnen mittheilen zu können, wie sehr sie mit Mary zufrieden sei, die mit strenger Gewissenhaftigkeit, bei so großer Jugend doppelt hoch anzuschlagen, ihre Pflichten erfülle und sich auch sonst in jeder Weise Achtung zu erwerben wisse.

Als nach einem Jahre Mrs. Ellis nicht unbedenklich erkrankte, wozu die Sehnsucht nach ihrer Tochter wesentlich beigetragen hatte, kam diese sofort um ihre Mutter zu pflegen, und blieb so lange bei ihr, bis sie außer aller Gefahr war. Während dieser Zeit verliebte sich ein junger Geistlicher aus der Nachbarschaft, der oft zu Doctor Ellis kam, in Mary, die ihm ihrerseits in jeder Weise freundlich und erimuthigend entgegenkam. Ihre Eltern machten weder gegen Mary noch gegen den jungen Geistlichen ein Geheimniß daraus, daß sie sehr glücklich sein würden ihn zum Schwiegersohn zu haben; als er es aber darauf hin wagte in aller Form um ihre Hand anzuhalten, erhielt er von Mary einen Korb. So trostlos ihre Eltern über diesen ihnen selbst unerwarteten Ausgang einer Verbindung waren, welche nach ihrem Dafürhalten volle Gewähr eines bescheidenen Glückstandes bot, so vermochten sie

doch jetzt so wenig wie früher Mary's Sinn nach ihren Wünschen zu lenken.

„Sie hat eben ihren eigenen Kopf und will anders beurtheilt sein, als andere Mädchen — sagte die Mutter traurig, als sie Sir Walter diese Geschichte erzählte.

Mary kehrte nach London zurück, wo sie noch fünf Jahre blieb, erst als Gouvernante, dann als Gesellschafterin, immer aber in gewissenhafter Erfüllung der von ihr übernommenen Verpflichtungen.

Trotzdem erhielt sie während dieser fünf Jahre ihre Eltern in fortwährender Unruhe und Aufregung, da sich, nach ihren eigenen Berichten, alle Männer in sie zu verlieben schienen. Einmal verliebte sich sogar ein alter reicher Lord in sie, und zwar trotz seiner siebenzig Jahre so glühend, daß er, obwohl er Frau, Kinder und Enkel hatte, Alles verlassen und sich von seiner Frau scheiden lassen wollte, um Mary zu heirathen, da er in ihr sein bis dahin vergebens gesuchtes Ideal echter Weiblichkeit gefunden zu haben behauptete. Als sie sich aber seiner Werbung unzugänglich erwies, bat er sie unter Thränen und auf den Knien, wenigstens seine Freundin zu sein, was sie denn auch wurde.

Schwieriger war es in einem anderen Falle, wo ein junger, aber armer Lord sie liebte und von ihr wieder geliebt wurde, bis sie erfuhr, daß seine stolze Familie einer Verbindung mit ihr entschieden widerstrebte.

Kurz, der abenteuerlichen Liebesgeschichten mit Mary war kein Ende, aber das Ende einer jeden diente immer nur, den Ruf „ächter Weiblichkeit“ zu bestätigen, dessen sie sich bei allen ihren näheren Bekannten erfreute. Da der junge Lord sie jedoch unablässig verfolgte und gar nicht von ihr lassen wollte, so bestand ihr Vater darauf, daß sie nach Hause zurückkehre.

Sir Walter wurde unter anderen Umständen mißtrauisch den Kopf geschüttelt haben beim Anhören dieser abenteuerlichen Geschichten, allein er war nun einmal günstig für Miß Mary eingenommen und so diente Alles dazu sein Interesse für sie noch zu steigern.

Unfähig wie er war, so lange er das Bett hüten mußte, sich anders zu beschäftigen und zu zerstreuen, concentrirte er alle seine Gedanken jetzt auf Mary. Sogar die schöne Miß Throgmorton trat darüber in den Hintergrund, weil ihr Herz vor ihm so offen lag wie ein sonniger Blumen-garten ohne labyrinthisch verschlungene Gänge,

während Mary's Herz ihm als ein wunderbares Räthsel erschien, dessen Lösung ihn reizte.

Er hatte eine gute Nacht gehabt und fühlte sich etwas gestärkter, als Mary am folgenden Morgen wieder zu ihm kam, um ihm vorzulesen.

Sie wählte dazu Sonette, aus welchen er Manches füglich auf sich deuten konnte, und ihre ihm ohnehin sehr sympathische Stimme nahm dabei einen so seelenvollen Ausdruck an, daß ihm ganz wonnig zu Muth wurde.

Sie kam ihm heute weit hübscher vor als gestern; ihre Züge waren angenehm belebt, die kurze Stirn heiter und frei von der grübelnden Träumerei, die sonst gewöhnlich einen Schatten darüber warf. Ihre dunklen Augen glühten freundlich und wohlthuend; auch war ihre Haltung elastischer und ihre Kleidung vortheilhafter als gewöhnlich. Sir Walter war bezaubert von Allem, was er von ihr sah und hörte.

Als Mary das Buch zuschlug und sich anschickte zu gehen, reichte er ihr wieder die Hand, und sie drückte wieder einen Kuß darauf, aber diesmal ohne das Antlitz dabei zu verbergen; sie sah ihn vielmehr so tiefinnig an mit ihren glühenden Augen, daß er sie unwillkürlich an sich ziehen und einen Kuß auf ihre feine Stirne drücken

mußte, was sie ohne Sträuben geschehen ließ. Wie es dann kam, daß sich auch die Lippen berührten und ein langer Kuß den neuen Freundschaftsbund besiegelte, ob er, oder ob sie, oder ob Beide schuld daran waren, wußte Sir Walter selbst nicht mehr. Er fühlte und sah nur, daß sie sich seinen Armen wieder entwand und vorwurfsvoll den Kopf schüttelte, als er sie zurückzuhalten suchte. Er küßte ihr nun die sich ihm entziehende Hand, und sie verließ das Zimmer mit den Worten: „Nicht so! Nicht so! Das ist nicht gut!“

„Sie hat recht,“ sagte er in großer Aufregung zu sich selbst, als sie fort war, „es ist nicht gut! So darf es nicht weiter gehen; hier droht Gefahr für uns Beide!“

Er machte sich selbst Vorwürfe, daß es so weit gekommen. Als er die Sache aber bei ruhigerem Blute genauer überlegte und alles Vorgefallene zurückverfolgte, bis zu seinen Anfängen, konnte er sich zur Beruhigung seines Gewissens sagen, daß er nie die strengste Linie des Anstandes überschritten haben würde, ohne Mary's verlockendes Entgegenkommen. Wie sie sich ihm in den ersten Wochen gezeigt, hatte sie durchaus nichts Verführerisches; sie war weder schön noch elegant, ja

erschien oft sogar nachlässig in Haltung und Kleidung. Ihr schönes Auge fiel allerdings auf; allein es lag darin etwas Verschlissenes, Forschendes, Lauernbes, Mißtrauisches, wie für gewöhnlich in ihrem ganzen Wesen. Sie kargte mit Worten und Freundlichkeit und drängte sich nirgends vor. Er hätte können Jahre mit ihr unter einem Dache leben ohne Gefahr für sein Herz, wie er ihr denn überhaupt keine tieferen Gefühlsregungen zutraute bis zu dem Augenblick, wo sie ihm solche in so überraschend leidenschaftlicher Weise an seinem Krankenlager offenbarte. —

Während Sir Walter noch in Grübeleien versunken lag und es schwer fand mit sich und Miß Mary in's Reine zu kommen, trat Mrs. Ellis in's Zimmer, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Es überkam ihn seiner alten Freundin gegenüber eine gewisse Befangenheit und er versuchte das Gespräch auf gleichgiltige Dinge zu lenken. Indeß konnte er es bei seiner offenen Natur nicht lange über sich gewinnen, in freundschaftlichem Verkehr das zu verbergen, was ihn zumeist bewegte, und so fing er bald an von Mary zu reden, wie sehr sie ihn durch ihr schönes, verständnißinniges Vorlesen entzückt und wie er sie überhaupt

erst jetzt näher kennen gelernt und eine Gefühlstiefe in ihr entdeckt habe, die er früher nie in ihr vermuthet.

„Ja,“ sagte Mrs. Ellis mit einem Tone, in dem sich Stolz und Wehmuth mischten, „Mary ist nicht leicht kennen zu lernen, sie ist ein eigenthümliches Mädchen. Mir selbst ist sie in mancher Beziehung noch heute ein Räthsel. Wie glücklich würde sie uns gemacht haben, wenn sie sich verheirathete! An guter Gelegenheit dazu hat's ihr nicht gefehlt, und bei ihren strengen Grundsätzen, bei ihrer unerschütterlichen Pflichttreue, welch' eine vortreffliche Gattin und Mutter wäre sie geworden!“

„Gewiß!“ fiel Sir Walter im Tone voller Ueberzeugung ein, und ein plötzlich auftauchender Gedanke schien ihn ernsthaft zu beschäftigen.

„Aber“ — fuhr Mrs. Ellis fort — „sie erklärt mir immer wenn ich ihr sage, daß die Zeit der Jugend gar rasch entschwindet, sie wolle gar nicht heirathen, wenn sie nicht einen Mann fände, den sie so lieben könne, daß diese Liebe sie alle Bedenken vergessen mache, welche sie nun einmal über die Ehe habe. Sie behauptet nämlich, noch keine glückliche Ehe gesehen, noch keine Frau gekannt zu haben, deren Loos ihr beneidenswerth erscheine. Darum wolle

sie lieber ledig bleiben. Und wenn ich ihr sage, daß wir ihr kein Vermögen hinterlassen können, daß sie vielleicht einer sorgenvollen Zukunft entgegengehe, so erwiedert sie: „O, um mich braucht Ihr nicht zu sorgen; ich werde mich schon durchschlagen wenn ich es nöthig habe, wie ich bisher sechs Jahre lang gethan, wo ich es nicht nöthig hatte. Lieber allein mit Sorgen leben, als in einer sorgenvollen Ehe!“ — Was ist mit solch einem Kinde anzufangen? Unser einziger Trost ist, zu wissen, daß sie nie vom Pfade des Rechts abweichen wird. Nein,“ wiederholte Mrs. Ellis mit verstärkter Stimme, „Mary wird nie vom Pfade des Rechts abweichen! Sie hat es wohl oft an Liebe zu ihren Eltern fehlen lassen, aber nie an Liebe zu Gott. Sie ist ein gottesfürchtiges Kind und Gott hat sie schützend über alle Gefahren hinausgehoben womit das lange Leben in der großen Stadt sie umringte. Sie hat schwere Prüfungen bestanden und ist nicht unterlegen. Ich habe, wie Sie wissen, in meiner Jugend auch in der großen Welt gelebt und bin nach und nach mit allen Schichten der Gesellschaft bekannt geworden, aber nie habe ich eine junge Dame gefunden, die so bescheidenen Betragens, so voll ächt weiblicher Zurückhaltung gewesen wäre wie meine

Mary, die niemals durch einen Blick oder eine Geberde einem Herrn entgegenkommen wird. Ihr Stolz würde das nicht erlauben, selbst wenn ihr Herz sie dazu triebe.“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Sir Walter, sie scharf ansehend, da er denn doch nicht vergessen konnte daß er in diesem Punkte andere Erfahrungen bei Mary gemacht hatte.

„O, ich bin fest davon überzeugt!“ erwiderte Mrs. Ellis.“ „Mary ist eigensinnig und ihr Eigensinn kann sich sogar bis zu Trotz steigern bei ihrem energischen Charakter, aber in sittlicher Beziehung ist sie tadellos!“

Dieses Zeugniß der Mutter, welche die Wahrheit selbst war, that Sir Walter's Herzen ungemein wohl. Er hielt es nun für ausgemacht, daß Mary sich noch keinem Manne so hingegeben habe wie ihm, daß sie, um sich ihm so hinzugeben, eine glühende Leidenschaft für ihn empfinden müsse. Ihr Bild, wie seine Phantasie es sich jetzt verschönernd ausmalte, erschien ihm reizender als die schönsten Frauen, die er je gesehen. In seinem rastlos thätigen Leben hatte die Liebe, abgesehen von seiner Schwärmerei für die Königin, bisher nur eine untergeordnete Rolle gespielt; im Umgange mit Miß Throgmorton waren ihm zum ersten

ale Heirathsgedanken durch den Kopf geschossen,
 er aber schnell unterdrückte; jetzt, nach seinen
 Erlebnissen mit Miß Mary, stiegen ihm wieder
 Heirathsgedanken auf, die sich nicht so schnell unter-
 drücken ließen. Je mehr er nachdachte, je mehr
 schien es ihm, daß Mary die rechte Frau sei, ihm
 ein dauerndes häusliches Glück zu gründen. Sie
 kannte die Welt, und die Gefahren die sie glück-
 lich bestanden, waren eben so viele Triumphe für
 ihre Tugend geworden. Von ihrer Liebe hatte sie
 ihm die unzweifelhaftesten Beweise gegeben, für
 ihn um so unzweifelhafter, als sich ihr Herz ihm
 offenbart ohne jeden eigennützigen und berechnen-
 den Hintergedanken. Welcher Glut mußte dies,
 selbst den eigenen Eltern Mary's für kalt geltende
 Herz erst fähig sein, wenn sie sich ihm ganz hin-
 geben dürfte! Er verhehlte sich freilich nicht, daß
 der große Standesunterschied zwischen ihm, einem
 der höchstgestellten Männer Englands, und Mary,
 der bescheidenen Pfarrerstochter, einer Verbindung
 mit ihr bedenkliche Hindernisse in den Weg legen
 und großen Anstoß erregen würde, nicht bloß bei
 ihrer Familie, sondern mehr noch bei der allen
 Reichlichen Heirathen abholden Königin. Allein
 die Ueberwindung so vieler Schwierigkeiten
 für ihn ein Reiz mehr. Ihn beseligte der Ge-

danke, Mary zu sich emporzuheben und ihr einen der ersten Plätze anzuweisen in jener Gesellschaft, in welcher sie früher nur eine untergeordnete Stellung eingenommen hatte. Er sagte sich: sie wird bei ihrer überlegenen Bildung ihren Platz in den höchsten Kreisen würdig ausfüllen und doch mir gegenüber nicht die Ansprüche großer Damen machen, meinen Thatendrang nicht hemmen aus bloßer Eitelkeit. Wenn ich heimkehre von meinen Feldzügen oder Meeresfahrten, werde ich bei ihr seliger Ruhe genießen, und während meiner Abwesenheit wird sie eine treue Hüterin meines Hauses und meiner Ehre sein.

In solchen Gedanken schlief er ein und wonnige Träume versüßten seinen Schlaf.

IV.

Als Sir Walter am andern Morgen ziemlich spät erwachte, fand er zu seiner freudigen Ueberraschung auf dem Tische vor seinem Bette einen allerliebsten, frischduftenden Blumenstrauß, umwunden von einem Papierstreifen, auf welchem mit Anführungszeichen die Verse eines ihm unbekanntem Dichters standen:

„Aus unscheinbaren Ackertrume
 Erwachsen diese holden Blumen;
 Ein dunkler Grund hat sie gerührt,
 Doch Himmelsglanz hat sie verklärt:
 Sie sollen ihren Duft Dir spenden
 Und blumige Gedanken senden.“

Er überlaß die Verse in der saubern, klaren und doch zierlichen Handschrift Mary's wohl zwanzigmal und noch eben so oft an den Blumenstrauß und jedesmal zog ihm wirklich ein neuer blumiger Gedanke durch den Kopf. Er klingelte seinem Bedienten, ließ sich Schreibzeug und Papier bringen und schrieb auf seiner Mappe, so gut wie es im Bette gehen wollte, ein langes Dankgedicht an Mary, voll anmuthiger Gedanken und glühender Empfindung.

Sein Bedienter, welcher ihr das Gedicht überbrachte, kam nach kaum einer Viertelstunde mit folgender schriftlicher Antwort zurück:

Meinen Dank für Ihre reizende Morgen-
 überraschung werde ich Ihnen mündlich ab-
 stellen. Ist Ihnen das recht?

Ihre Ihnen treu und herzlich
 ergebene Mary.“

Sir Walter erwartete Mary's Kommen mit Ungeduld; sie aber ließ drei volle Stunden auf

sich warten und blieb dann nur ein paar Minuten, da sie gleich auf ein benachbartes Gut fahren müsse, wie sie zu ihrer Entschuldigung sagte. Beim Eintreten ging sie ganz unbefangen auf Sir Walter zu und drückte mit den Worten: „Hier ist mein versprochener Dank!“ einen ruhigen Kuß auf seinen Mund, ohne des Gedichtes weiter zu erwähnen, als ob sie eine Göttin wäre, der solche poetische Opfer längst zur Gewohnheit geworden.

Er hatte in das Gedicht doch ein gutes Stück seines Herzens gelegt und wurde schmerzlich durch die Bemerkung berührt, daß es so wenig Eindruck auf sie gemacht zu haben schien. Den dankenden Kuß hätte er ihr gern erlassen, denn die Gefühle, denen sein Gedicht entsprungen war, schienen ihm mehr werth zu sein als tausend solcher Küsse. Doch war er zu stolz sich jetzt darüber zu äußern; er fragte nur: „Was treibt Sie denn so eilig wieder fort, Miß Mary?“

„O, ich erhielt vor einer Stunde einen Brief, der mich nach Cornhill-House einladet, wo ein Freund von mir, Mr. Hareford, der berühmte Lautenspieler, eingetroffen ist, um den Geburtstag der Lady Clair durch sein Spiel zu verherrlichen. Man wünscht sehr daß ich dabei singe, und ich möcht' es nicht abschlagen, da wir schon oft zu-

sammen muscirt haben. Lady Clair hat mir gleich ihren Wagen geschickt und darum muß ich mich beeilen fortzukommen.“

„Gut, so fahren und singen Sie!“ sagte er trocken.

Sie bemerkte seine Verstimmung und ging mit einem trotzigen Ausdruck im Gesichte, der ihr gar nicht gut stand, ohne ein Wort zu erwiedern. Doch sich plötzlich anders besinnend, kehrte sie um und sagte, einen Brief aus der Tasche ziehend: „Sie sehen, ich kann nicht anders, die Einladung ist dringend.“

Er nahm den Brief und las:

Meine einzige Mary!

Gestern Abend hier angekommen, habe ich keinen andern Wunsch, als Sie auch hier zu sehen und Ihre herzige Stimme zu hören. Lady Clair, deren Geburtstag morgen ist, theilt mein Verlangen nach Ihnen und schickt gleich ihren Wagen mit, um Sie sicher herzubefördern. Also, süße Freundin, zögern Sie nicht, in unsere Arme zu fliegen! Sie werden dadurch unendlich glücklich machen Ihren allezeit getreuen

Charles.

„Allerdings, ich sehe, die Einladung ist dringend“ sagte er, ihr den Brief zurückgebend, „und ich begreife daß Sie keine Zeit zu verlieren haben

in die Arme Ihres allezeit getreuen Charles zu fliegen, als seine einzige Mary!“

„Nun, so wörtlich ist das nicht gemeint,“ erwiderte sie, einigermassen verlegen; „ich bin noch nie in seine Arme geflogen.“

„Ist es indiscret, zu fragen wer dieser Charles ist?“

„Durchaus nicht; es ist Mr. Hareford, der Lautenspieler, von dem ich Ihnen schon gesprochen habe.“

„Und mit solchem Menschen stehen Sie auf so vertrautem Fuße?“ fragte Sir Walter in fast schmerzlichem Tone.

„O, Mr. Hareford ist ein großer Künstler!“ entgegnete Mary heftig.

„Ich habe ihn auch öfter gehört und ihn als ganz guten Lautenspieler schätzen gelernt; aber als Menschen kann ich ihn nicht schätzen nach dem was ich von ihm weiß“ — bemerkte Sir Walter.

„Ich verehere ihn sehr als einen großen Künstler und kümmere mich um sein Privatleben nicht,“ erwiderte Mary entschieden und verließ das Zimmer ohne Abschied zu nehmen und mit einem Ausdruck des Trostes, der ihr Gesicht förmlich häßlich machte.

Sir Walter hätte sie lieber nicht so gesehen;

er konnte das verzerrte Bild nicht wieder los werden.

„Ein seltsames Exemplar von „ächter Weiblichkeit!“ murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin; „ich hatte mir bisher andere Vorstellungen von „ächter Weiblichkeit“ gemacht!“

Dieses Mädchen, das ihm so demuthvoll entgegengekommen war, wie anbetend zu ihm emporgesehen hatte, das vor ihm gekniet und ihm in zärtlichster Hingebung die Hände geküßt, nahm jetzt bei der ersten Meinungsverschiedenheit eine Miene an, als ob sie auf ihn stolz herabzusehen das Recht habe, bloß weil er sie so hochgestellt hatte. Sie war fortgegangen ohne ihn nur eines Abschiedswortes zu würdigen und hatte hinter sich die Thüre zugeschlagen daß die Fenster klirrten. Ein so ungezogenes Benehmen war ihm noch bei keiner gebildeten Dame vorgekommen. Wäre Mary nicht das Kind wirklich gebildeter und im Umgange höchst rücksichtsvoller Eltern gewesen, so würde Sir Walter ihre Unart einfach mit Mangel an Erziehung entschuldigt haben. In diesem Falle aber konnte er das nicht. Und wer war dieser Mr. Hareford, um dessentwillen sie so hart mit Sir Walter aneinander gekommen? Ein überfirnißter Geck von hübschem Talente, aber ohne jeden sitt-

lichen Halt. In seiner Jugend hatte er durch seine zierliche Gestalt, seine forcirt feinen Manieren, sein süßliches Wesen und einschmeichelndes Spiel viel Glück bei den Damen der hohen und niedern Welt gemacht, aber nie die Freundschaft eines gebiegenes Mannes zu erringen gewußt, die doch immer der sicherste Maßstab für Manneswerth bleibt. Jetzt stand er auf der Grenze zwischen Jugend und Alter, sah schon sehr abgelebt aus, hatte Frau und Kinder, die freilich wenig von ihm hatten, und that bei alledem immer noch so schön wie ein koketter Jüngling von zwanzig Jahren.

Sir Walter wußte sehr gut, wie unberechenbar schwach die meisten Frauen jedem Virtuosen gegenüber sind, besonders wenn er frech und hübsch ist; allein er hatte Mary in seiner Liebe zu ihr für eine Ausnahme von der Regel gehalten, und daß sie das nicht war, daß sie auf so vertraulichem Fuß mit einem Mr. Hareford stehen konnte, schmerzte ihn tief. Er ließ sich sein Schreibzeug bringen und suchte seinem Unmuth in Versen Luft zu machen, die jedoch, weil kein rechter poetischer Schwung hineinkommen wollte, seine Unzufriedenheit nur mehrten, so daß er die meisten wieder ausstrich. Nur folgende blieben stehen:

„Nichts ist, was einen ernsten Mann
 So zur Entrüstung treiben kann
 Als wenn die Frau die er verehrt,
 Sich huldvoll auch zu Gedenken lehrt.

Als ich mit dem Auge der Liebe Dich sah,
 Wie lieblich, wie reizend erschienst Du mir da!
 Doch da Du mir schändte die Liebe vertriebst,
 Kam's, daß Du mir lieblich und reizend nicht bliebst!

Ein paarmal beschlich ihn wohl der Gedanke, ob er Mary nicht unrecht thue, ob sie nicht Grund gehabt sich beleidigt zu fühlen durch seine Bemerkungen über ihren vielleicht ganz unschuldigen Verkehr mit Mr. Hareford, nachdem sie ihn doch erst kurz vorher so vollgiltige Beweise ihres Vertrauens und ihrer Liebe gegeben? Jedenfalls wollte er nicht verdammen, bevor er näher geprüft.

Mary kam erst am dritten Tage von ihrem Ausfluge zurück. Sie begrüßte ihn ganz unbeschlagen, als ob nichts vorgefallen wäre, mit einem leichten Kuß auf die Wange. Es fiel ihm auf, daß sie seine Hand nicht mehr küßte, seit er ihre geküßt. Es fiel ihm ferner auf, daß jede Unterhaltung mit ihr bald in's Stocken gerieth, wenn nicht von ihrer eigenen Person die Rede war, oder von einem ihrer Lieblingsbücher, wozu auch Lillie's Comödien gehörten. Oft saßen sie stundenlang

beisammen, ohne daß die Unterhaltung recht in Fluß kommen wollte. Wenn er etwas erzählte (und er war einer der besten Erzähler seiner Zeit), so hörte sie sichtlich zerstreut zu, oder entfernte sich wohl gar unter irgend einem Vorwande, ohne das Ende abzuwarten. Wenn sie etwas erzählte, so bezog sich das immer auf ihr dargebrachte Huldigungen. Für alles Andere schien sie wenig Sinn zu haben. Da er nun selbst im Begriff gewesen war, ihr Herz und Hand anzubieten, so konnte er sich ganz wohl denken, daß Andere vor ihm sich in gleicher Weise zu ihr hingezogen gefühlt hatten. Aber desto unbegreiflicher und widerstrebender war es ihm, zu bemerken, daß sie mit besonderer Vorliebe von den Huldigungen solcher Personen sprach, welche des bedenklichsten Rufes genossen. Es schien einen besondern Reiz für sie zu haben, ihre Tugend mit dem Laster zu messen. Er wollte doch sehen, wie weit ihre Schwäche in dieser Richtung ging, und benutzte einmal eine günstige Stunde um sie recht in ihr Fahrwasser zu bringen, wo das Gespräch sie denn bald auf den alten siebenzigjährigen Lord führte, der Weib, Kinder und Kindeskinde verlassen wollte um Mary zu heirathen, weil er vor seiner Bekanntschaft mit ihr nicht an weibliche Tugend geglaubt.

„Der arme Mann!“ — warf Sir Walter ein — „er muß wirklich traurige Erfahrungen in seinem langen Leben gemacht haben.“

„Gewiß!“ bestätigte Mary ernst.

„So viel ich weiß, hat er schon seine dritte Frau?“

„Ja; von der ersten hat er sich scheiden lassen, und die zweite ist ihm gestorben.“

„Und nun wollte er sich von der dritten auch scheiden lassen, um Sie zu heirathen?“

„Ja; er hat mich unsäglich lieb.“

„Und Sie lieben ihn auch?“

„Ich habe ihn lieb, das heißt ich betrachte ihn als meinen zuverlässigsten Freund. Seine Anhänglichkeit an mich ist wirklich rührend; er schreibt mir fast jede Woche; erst neulich hat er mir sein Bild geschenkt, das in meinem Zimmer hängt. Sie müssen es sehen, wenn Sie wieder auf sein können; er sieht immer noch sehr stattlich aus und muß einmal ein sehr schöner Mann gewesen sein.“

„Er ist noch ein schöner alter Mann;“ bemerkte Sir Walter. „Ich kenne ihn wohl; er hat viel erlebt, auch gelebt, und erzählt gut.“

„Hinreißend!“ rief Mary mit leuchtenden Augen; „auch seine Briefe sind reizend“ — fuhr

sie fort. „Soll ich Ihnen ein paar davon zeigen?“

„Nicht jetzt!“ — entgegnete Sir Walter, den es nach diesen erbaulichen Bekenntnissen durchaus nicht gelüstete des alten Sünders Liebeserklärungen zu lesen, in welchen allein Mary, wie er sie nunmehr kennen gelernt hatte, den Reiz der Briefe finden konnte. „Darf ich ein paar Fragen an Sie richten, meine liebe Mary?“ sagte er in fast väterlichem Tone, dabei ihre Hand ergreifend, die sie nicht zurückzog.

„Ei, warum nicht?“ erwiderte sie freundlich.

„Und versprechen Sie mir, meine Fragen aufrichtig zu beantworten?“

„Wenn ich kann.“

„Nun wohl. Ist es Ihnen nie in den Sinn gekommen, daß es wenig schmeichelhaft für eine junge, unbescholtene Dame sein kann, wenn ein alter Mann von nicht unbescholtenem Rufe, und noch obendrein ein verheiratheter Mann, ihr Liebesanträge macht?“

„Nein! Er glaubte eben in mir zu finden, was er bis dahin nicht gefunden hatte. Er stellte mich höher als die Andern, und das konnte mir doch nur schmeichelhaft sein.“

„Sie sehen also kein Unrecht darin, daß ein

Mann Weib und Kinder verläßt aus Liebe zu Ihnen?"

„Weil ich ein Unrecht darin sah, hab' ich es zu verhindern gesucht und mich bestrebt die Liebe des alten Mannes in Freundschaft zu verwandeln.“

„Und können Sie einen Mann wirklich achten, der aus grenzenlosem Egoismus das Glück seiner ganzen Familie auf's Spiel setzt?"

„Seine Familie würde durch mich nicht unglücklich geworden sein.“

„Sehen Sie denn kein Verdammungsurtheil über seine Frau und seine eigenen Töchter darin, wenn er Ihnen gesteht, Sie seien das erste Wesen, in dem er ächt weibliche Tugend gefunden?"

„Dabei hat er wohl an seine Frau und Töchter nicht gedacht, die sich mit Recht eines sehr guten Rufes erfreuen.“

„Desto schlimmer für ihn! Und wie konnte er so fest überzeugt von Ihrer Tugend sein, ohne diese Tugend auf die Probe zu stellen? Liegt nicht schon darin etwas Verletzendes für das Zartgefühl einer jungen Dame?"

„Er hat mich nicht verletzt,“ sagte Mary empfindlich, und fuhr dann nach einer kleinen Pause fort: „Sie reden gerade wie meine Mutter, und für die Regel mag das passen. Allein es giebt

in der Freundschaft und Liebe Ausnahm̄szustände, die sich nicht nach der Schablone beurtheilen lassen.“

„Ich freue mich, im Urtheile mit Ihrer Mutter zusammenzutreffen! Wenn ich diese vortreffliche Freundin nicht so hochstellte und Sie nicht so lieb hätte, würde ich nie gewagt haben mich in solche Erörterungen mit Ihnen einzulassen, welche, wie ich leider sehe, uns doch nicht zusammenführen.“

„Sie haben mich nicht lieb,“ entgegnete Mary kopfschüttelnd.

„Sie denken so,“ erwiederte Sir Walter, „weil ich Ihnen keine Schmeicheleien sage, sondern die Wahrheit. Ich bin kein Heiliger und habe mich nie dafür ausgegeben, aber ich habe mir bei allen meinen Fehlern und Schwächen ein feines Gefühl für Recht und Unrecht bewahrt, das sich richtend strenger gegen mich selbst kehrt als gegen Andere bei Ueberschreitung der Grenzen des Erlaubten. Selbst das zärtliche Glück, das ich bei Ihnen genossen, beunruhigte mich so lange, bis ich, bei voller Hingebung für Sie, eine völlig versöhnende und — wie ich glaubte — uns Beide beglückende Aussicht gewann. Dieses Glück aber würde seinen Werth verlieren, oder gar, in meiner Schätzung, völlig in's Gegentheil umschlagen, wenn ich denken müßte, daß ich es mit Anderen zu theilen hätte.

Ich sehe, meine Worte verstimmen Sie; ich will nicht fortfahren . . . Entschuldigen Sie meine Offenheit, welche wahrhafter Liebe zu Ihnen entsprang. Lassen Sie uns von anderen Dingen reden! Man hat mir so viel von Ihrem seelenvollen Gesang gesprochen: würden Sie mich nicht auch einmal damit erfreuen?"

„Mit meinem Gesang ist's nicht weit her; aber ich will Ihnen gern etwas vorsingen, wenn's Ihnen wirklich Freude macht. Ich hatte ohnehin die Absicht, nächstens eine kleine musikalische Unterhaltung zu veranstalten. Mr. Hareford wollte gern auf einen Tag hieherkommen und zu seinem Lautenspiele singt sich's am besten; aber da er Ihnen so zuwider ist . . .“

„Sie wollen mich durchaus mißverstehen“ — fiel ihr Sir Walter in die Rede; — „ich bitte Sie dringend, lassen Sie ihn kommen! Ich werde es Ihnen und seiner Kunst zu Liebe an Freundlichkeit gegen ihn nicht fehlen lassen. Ich habe schon heute einige glückliche Versuche gemacht mich auf den Beinen zu halten und hoffe morgen Bett und Zimmer wieder verlassen zu können.“

Am andern Morgen versuchte Sir Raleigh mit Hülfe seines Dieners die Treppe hinunterzusteigen und sich ein wenig im Garten zu ergehen. Er wunderte sich, daß es noch Sommer war, so lang war ihm bei seinem unruhigen Geiste die Zimmerhaft erschienen. Das Herz ging ihm wieder auf und er athmete die frische, würzige Morgenluft in seligen Zügen ein. Die Drosseln schlugen in den Zweigen; dicke Amseln hüpften behaglich über die sauber gehaltenen Kieswege; die Blumen blühten noch in frischer Schöne und auf dem eben erst von der Sonne erreichten Rasen blitzte noch der Thau.

Er war noch nicht weit gegangen, als er hinter sich leichte Schritte hörte; sich umbrehend gewahrte er Mrs. Ellis und Elisa und streckte, den stützenden Arm seines Dieners verlassend, den Damen mit herzlicher Freundlichkeit beide Hände entgegen.

„Miß Throgmorton hat sich sehr um Sie geängstigt, Sir Walter,“ sagte Mrs. Ellis. „Sie hätte Sie gar zu gerne gepflegt während Ihrer Zimmerhaft, aber ich getraute mir nicht sie zu Ihnen zu lassen und schickte Ihnen dafür Mary, die um sechs Jahr älter und in der Krankenpflege

erfahrener ist. Als indeß Miß Throgmorton eben sah, daß Sie in den Garten gingen, war sie nicht mehr zu halten und ich führte sie deshalb gleich zu Ihnen, um Ihnen ein bißchen Gesellschaft zu leisten; mich selbst rufen meine Pflichten wieder in's Haus."

Sie ging und Sir Walter sagte zu der leicht erröthenden Elisa, ihr nochmals herzlich die Hand drückend: „Es freut mich, zu sehen daß Sie so freundlichen Antheil an mir nehmen. — John, Du kannst mich vor dem Hause erwarten; ich denke ich halte mich schon allein aufrecht,“ fügte er lächelnd hinzu während sein Diener sich entfernte.

„O, ich kann Sie auch stützen,“ erwiederte Elisa, welche noch immer in dem Gefühl befangen schien ihm zubringlich zu erscheinen. „Bitte, legen Sie Ihren Arm nur fest in den meinen; ich bin stärker, als Sie glauben, und würde mich glücklich fühlen Ihnen auch einmal ein bißchen nützlich sein zu können. Aber Sie stützen sich ja gar nicht auf meinen Arm; nur fester! So geht's ganz gut, nicht war?“

„Vortrefflich!“ sagte er, sie im Weitergehen selig anblickend. Es war in ihrer Nähe plötzlich wie ein Sabbathsfrieden über ihn gekommen.

„Sie haben mich so verwöhnt durch Ihre Gesellschaft,“ hub sie wieder an, „daß mir die Zeit während Ihrer Zimmerhaft entsetzlich öde vorgekommen ist.“

„Hauptsächlich wohl, weil ich Ihnen auch noch die Gesellschaft Mary's entzogen.“

„Ach nein, deswegen nicht! Mary giebt sich sehr wenig mit mir ab; ich bin ihr nicht bedeutend genug. Anfangs war sie sehr viel mit mir zusammen und erzählte mir eine Menge wunderbarer Geschichten, die mir bei meiner Unerfahrenheit so fremdartig vorkamen, daß ich mich nicht darin zu rechtfinden konnte. Plötzlich wurde sie ganz schweigsam und zurückhaltend gegen mich, und auf meine Frage, warum sie sich gar nicht mehr mit mir unterhalte, antwortete sie, ich könne sie doch nicht verstehen. Ich wurde förmlich irre an mir selbst, daß ich gar so dumm sein sollte. Erst durch die Unterhaltungen mit Ihnen, Sir Walter, habe ich wieder einigen Muth bekommen. O wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie so viel Güte und Nachsicht für mich haben!“

„Meine liebe Freundin“ — entgegnete Sir Walter — „ich habe vielleicht noch mehr Grund Ihnen für Güte und Nachsicht dankbar zu sein als Sie mir. Sie lächeln mit ungläubiger Bescheidenheit, und doch

ist es wirklich so wie ich sage. Wer viel erlebt und gedacht hat, theilt sich gern mit, und was kann einem Manne angenehmer sein als sich fein empfänglichen Gemüthern mitzutheilen, die das Beste aus ihm herauszuziehen wissen, so wie Sie! Vieles in mir ist mir erst durch Sie, durch Ihre Fragen selbst zu klarem Bewußtsein gekommen. Und daß Sie sich leichter mit mir unterhalten als mit Mary, ist mir vollkommen begreiflich. Ich unterhalte mich auch leichter mit Ihnen als mit Mary, weil diese für das, was ich ihr bieten kann, kein Interesse hat, und weil ich mich in dem, was Mary mir bietet, so wenig zurechtfinden kann wie Sie. Sie sehen mich erstaunt an. Zweifeln Sie an meinen Worten?"

„O nein!“ erwiderte Elisa; „aber ich hatte geglaubt, Sie wären ganz von Bewunderung hingekommen für Mary, und ich fand das bei Mary's überlegenem Verstande ganz natürlich“ — fügte sie treuherzig hinzu.

„Und was bewog Sie das zu glauben?“ fragte Sir Walter mit einiger Befangenheit.

„Mary zeigte mir ein schönes Gedicht, das Sie ihr geschrieben und das mir voll tiefer Verehrung und Blut der Empfindung für sie zu sein schien.“

„Also sie zeigte Ihnen das Gedicht?“ fragte Sir Walter mit schwer erzwungener Ruhe.

„Nicht mir allein, sondern auch der Pächtersfrau, die gerade durch den Garten kam wo wir saßen und mit der sie jetzt am meisten verkehrt.“

„Ist denn das eine so bedeutende Frau?“

„Mir macht sie nicht den Eindruck; sie kommt mir eher unbedeutend vor, aber für Mary hat sie eine große Verehrung und wird sehr in ihr Vertrauen gezogen. Mir ist die Frau widerwärtig durch ihre zudringliche Geschwätzigkeit. Sie hängt sich an mich, wo sie meiner ansichtig wird, und es ist schwer sie abzuschütteln. Dann erzählt sie mir immer was Mary doch für ein wunderbares Wesen sei: alle Lords in London hätten sich in sie verliebt und sei doch immer ein braves Mädchen geblieben. Und als ich die Frau fragte, woher sie das wisse, antwortete sie, Mary habe ihr die Briefe selbst gezeigt, worin das Alles zu lesen sei.“

„Und dabei gilt sie für verschlossen, verschwiegen und zurückhaltend!“ murmelte Sir Walter vor sich hin. „Es ist wahr,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, sich zu Elisa wendend: „als ich das Gedicht an Mary schrieb, zum Dank für einen schönen Blumenstrauß, den sie mir geschickt hatte, beseelten mich die Gefühle, welche das Gedicht aus-

brückt; aber ich bin seitdem andern Sinnes geworden.“

„O, das thut mir leid für Mary!“ rief Elisa im Tone aufrichtigen Bedauerns. „Sie hat so viele vortreffliche Eigenschaften und ich halte sie wirklich für ein braves Mädchen. Jeder Mensch hat seine Fehler und ich kenne an ihr keinen andern als daß sie sich von der Eitelkeit zu weit hinreißen läßt und keinen Widerspruch ertragen kann. Was sie nicht persönlich angeht, interessirt sie nicht; sie muß immer der Mittelpunkt der Unterhaltung sein.“

„Dieselbe Wahrnehmung hat sich mir aufgedrängt,“ nahm Sir Walter das Wort... Er wollte noch weiter sprechen, aber in demselben Augenblicke kam Mary, die er bis dahin nicht im Garten bemerkt hatte, hinter einer Taxushecke hervor, einen gewaltigen Blumenstrauß in der Hand, während eine ihr folgende Magd einen ganzen Korb voll Blumen trug.

„Guten Morgen, Sir Walter,“ sagte Mary gelassen; „es freut mich, Sie wieder so munter zu sehen. Ich kann Ihnen nur den kleinen Finger reichen; meine Hände sind noch ganz naß vom Blumenpflücken.“

„Was giebt's denn heute für ein Fest zu feiern?“ fragte Elisa.

„Ich erwarte Mr. Hareford schon heute Nachmittag,“ — erwiderte Mary — „und er ist es so gewohnt mit Blumen empfangen zu werden.“

Sir Walter bereute, sein Gedicht an Mary geschrieben zu haben zum Dank für ihren Blumenstrauß, der ihm jetzt vorkam wie Brosamen, die vom Tische des Reichen gefallen.

Nachmittags traf Mr. Hareford richtig ein. Da in der Pfarrervohnung kein Gastzimmer mehr frei war, so wurde er im Hause des Pächters untergebracht, dessen Eingang Mary und die Pächtersfrau mit Blumen geschmückt hatten.

Mary's Mutter schien der Besuch des Lautenspielers höchst unwillkommen zu sein. „Ich kann nicht begreifen,“ sagte sie zu Sir Walter, „was Mary an diesem Menschen findet. Aber sie liebt es nun einmal im gewöhnlichen Verkehr die Kiesel den Edelsteinen vorzuziehen. Sie jagt einem Scheinglücke nach und dem wirklichen Glücke geht sie wie einer Gefahr aus dem Wege. Wer kann sie mehr lieben als ich? Und doch hat sie mir nie die Hälfte der Freundlichkeit gezeigt, die sie jetzt wieder an einen Gecken wie Mr. Hareford verschwendet, der vor einer halben Stunde angekommen ist und für dessen Empfang sie Zurüstungen gemacht, als ob es den Einzug eines

Königs gelte. Mir ist das süßliche Wesen dieses Menschen von Herzen zuwider und es macht mich unglücklich Mary auf so vertrautem Fuße mit ihm zu sehen. Aber ihr ist durch guten Rath nicht zu helfen; sie kann nur durch Leiden von ihren Thorheiten geheilt werden."

Den Abend verbrachte Sir Walter unten in der Familie, wo Mr. Hareford und Mary sich hören ließen. Er konnte dem gekünstelten, koketten Spiel des Virtuosen diesmal so wenig Geschmack abgewinnen wie früher, obgleich er seine vollendete Technik bewundern mußte. Mr. Hareford spielte Compositionen von Dowland, einem Freunde Sir Walter's und Shakespeare's, die diesen großen Meister eben wegen seines einfach edlen, keuschen und wehevollen Vortrags liebgewonnen hatten, davon Shakespeare singt:

„Ich lieb' es, Dowland's Lautenspiel zu lauschen,
Das mein Gemüth mit seligen Schauern füllt.“

Von solchen „seligen Schauern“ war bei Mr. Hareford nichts zu spüren; dagegen wurde Sir Walter durch Mary's Gesang auf das Freudigste überrascht: er fand darin dieselbe Verständnißinnigkeit, natürliche Anmuth und Tiefe der Empfindung, die er schon bei ihrem Vorlesen bewundert hatte. Es war ihm deshalb um so unbegreiflicher, daß

ſie für die Künſteleien des Mr. Hareford ſo ſchwärmeriſch eingenommen ſein konnte. Miß Throgmorton ſchien ſeine Empfindungen zu theilen. Sie war ſo hingeriſſen von dem Gefange, daß ſie Mary um den Hals fiel und herzlich abküßte, was Sir Walter herzlich freute. Er drückte ihr ebenfalls ſein Entzücken durch warme Worte und einen warmen Händedruck aus, den ſie dieſmal auch warm erwiderte.

Da es ihm unmöglich war Mr. Hareford große Lobeserhebungen zu machen, ſo ſchenkte er ihm zum Dank für ſein Spiel einen koſtbaren Smaragd, der dem Virtuosen lieber war als ſchöne Worte. Mit Ausdrücken des unterthänigſten Dankes unter tiefen Verbeugungen empfahl er ſich Sir Walter's hoher Protection in London.

Es war ſehr ſchwül im Zimmer geworden. Mrs. Ellis öffnete die Fenster, durch welche der Mond ſo ſilberhell hereinstrahlte, daß er das Lampenlicht beſchämte. Man beſchloß, im Garten noch eine kleine Erfrischung einzunehmen. Die Damen verließen das Zimmer, um einige Vorbereitungen zu treffen; Doctor Ellis hatte noch einen Troſtbeſuch bei einer alten kranken Frau im Dorfe zu machen; Sir Walter wäre gern ein wenig allein geblieben, allein Mr. Hareford wich nicht

von seiner Seite, und so wandelten die Beiden eine Zeit lang im Garten auf und ab.

Nach einigen wechselseitigen Bemerkungen über den schönen, linden Abend und den geheimnißvollen Zauber des Mondlichts, wie er auf den fernen Hügeln und Bäumen und auf den nahen Büschen und Blumenbeeten glänzte, sagte Mr. Hareford: „Ich begreife, daß man hier poetisch angeregt wird! Welch ein herrliches Gedicht haben Sie neulich der Mary gewidmet! Ich habe versucht es in Musik zu setzen, aber es ist mir noch nicht recht gelungen.“

Sir Walter schwieg. Er schämte sich der Gefühle die er für Mary empfunden; es erschien ihm als eine Entweihung seines Gedichtes, daß Mr. Hareford es in Händen gehabt; doch fühlte er zugleich, daß er diesem nicht darüber böse sein dürfe; Mary selbst hatte es ihm ja gegeben.

„Sie ist wirklich ein prächtiges Mädchen“ — fuhr Mr. Hareford fort.

„Und ich denke, auch ein tugendhaftes Mädchen!“ bemerkte Sir Walter.

„Ei gewiß, so weit das in den Verhältnissen möglich war, in welchen sie in London gelebt hat, ist sie gewiß tugendhaft geblieben.“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, Sie wissen ja besser als ich, Sir Walter,

wie es in der großen Welt zugeht, besonders in einer abhängigen Stellung, wo man darauf angewiesen ist, sich Anderen angenehm zu machen. Ohne große Gefahren geht's da nicht ab, und Mary liebt die Gefahr mit Abwechslung. Besonders hat sie's auf die Ehemänner abgesehen, weil die nicht leicht aus der Schule schwagen. Hier im väterlichen Hause ist's ihr zu eng; sie will glänzen, sie will gefallen. Ich kenne sie nun schon sechs Jahre und wir sind immer die besten Freunde gewesen, aber ich kann ihr wirklich nichts Ungeziemendes nachsagen; gegen mich hat sie sich immer sehr anständig gezeigt, sehr anständig, in der That! Und sie war zu ihrer Zeit ein reizendes Mädchen! Sie hätten sie sehen sollen, Sir Walter, als noch der erste Duft und Flaum der Jugend auf ihr lag; es war eine liebliche Erscheinung! Sie ist immer noch pikant, aber doch schon ein bißchen im Verblühen; die Jahre melden sich, sie wird nächstens sechsundzwanzig."

Hier wurde die Unterhaltung unterbrochen durch Mary, welche kam, die beiden Herren in die Laube zu holen, wo der Abendimbiss bereitet war. Man setzte sich, und Mr. Hareford nahm gleich Platz an Mary's Seite, und gleichsam um zu zeigen wie intim er mit ihr stehe, nahm er seine ihm

freundlichst entgegenkommende Nachbarin dermaßen in Anspruch, daß sie für Sir Walter kein Wort und keinen Blick hatte. Dieser zog sich, nachdem er das nichtige Geflüster und Gekicher der Beiden eine halbe Stunde lang mit angehört, unter dem Vorwande zurück eine Pfeife zu rauchen, was er in Mrs. Ellis Gegenwart nie that. Er suchte ein einsames Plätzchen unter einer Trauerweide am Bache, der mit der dort endenden Larushecke ein Rechteck bildete. Er mochte kaum zehn Minuten dort gefessen haben, als er von der andern Seite der Hecke her Schritte und Stimmen hörte, die immer näher kamen und sich bald deutlich als die Stimmen von Miß Throgmorton und Mr. Hareford unterscheiden ließen.

„Bitte, verschonen Sie mich mit so überschwänglichen Complimenten,“ rief Elisa — „ich bin an dergleichen gar nicht gewöhnt und ziehe wirklich eine ernste Unterhaltung vor. Was würde Miß Mary sagen, wenn sie die schönen Worte hörte, die Sie an mich verschwenden!“

„Sie würde sagen“ — entgegnete Mr. Hareford — die größte Verschwendung von schönen Worten an Sie sei nur eine dürftige Huldigung. Wie könnte Mary wagen sich mit Ihnen auf gleiche Linie zu stellen! Ich weiß Mary's Vorzüge sehr wohl zu

schätzen, aber was sind sie verglichen mit den
Ihrigen?“

„Genug, genug!“ rief Elisa unwillig, „ich will
nichts weiter hören. Es ist Zeit in's Haus zu gehen.“

Sir Walter hatte, um besser zu hören, den
Kopf zurückgebogen und nicht bemerkt, daß Mary
sich inzwischen seinem Sitze genähert hatte. Sie
mußte mit ihren feinen Ohren das Gespräch der
Beiden auch gehört haben, doch verrieth ihr Gesicht
nicht, welchen Eindruck es auf sie gemacht.

„Ah, Sie sind hier, Sir Walter?“ rief sie im
Tone der Ueberraschung — „ich will nicht stören!“
Und sie machte Niene zu gehen.

„Sie stören durchaus nicht, Miß Mary.“

„Warum haben Sie unsere Gesellschaft denn
verlassen?“

„Weil ich mich dort überflüssig fühlte bei Ihrer
ausschließlichen Unterhaltung mit Mr. Hareford.“

„Sie meinen wohl gar, ich sei verliebt in Mr.
Hareford?“

„Es hat allerdings den Anschein.“

Mary setzte sich zu Sir Walter auf die Bank,
nahm seinen neben ihm lehrenden Stock, berührte
damit ihre linke Schuhsohle und sagte: „Glauben
Sie mir, oder glauben Sie mir nicht, wenn ich
Ihnen etwas versichere?“

„Ich glaube Ihnen,“ erwiderte er, sie groß anblickend.

„Nun wohl,“ fuhr sie fort, „dann sage ich Ihnen: Mr. Hareford als Mensch ist mir nicht mehr werth als diese meine Schuhsohle, welche ich jetzt mit Ihrem Stocke berühre; ja, nicht einmal so viel, denn ich weiß sehr wohl, daß er in sittlicher Beziehung nicht hoch steht.“

„Um so auffallender ist Ihre Vertraulichkeit mit ihm.“

„Als Künstler hat er meine ganze Bewunderung, und bei großen Künstlern darf man es in sittlicher Beziehung so genau nicht nehmen.“

„Ich denke, junge Damen müßten das sehr genau nehmen unter allen Umständen. Es scheint mir eine Entweihung der Kunst zu sein, sie als Freibrief für Sittenlosigkeit zu betrachten.“

„Sie wollen mich nicht verstehen! Ich bin gegen Mr. Hareford immer freundlich gewesen, aber nie so zärtlich wie mit Ihnen.“

„Wahrscheinlich weil Sie gefürchtet, daß solche Zärtlichkeit mit ihm Ihnen gefährlicher sein würde als mit mir, der ich mir den Sieg über ein junges Mädchen, das ich nicht die Absicht hätte zu meiner Gemahlin zu machen, zur Schande und nicht zum Ruhme anrechnen würde.“

Mary schlug den Blick zur Erde nieder und sagte nach einer kleinen Pause: „Mr. Hareford hat sich keines Sieges über mich zu rühmen. Er hat mich erst heute wieder um einen Kuß gebeten, und ich habe ihm keinen gegeben. Lange Bekanntschaft hat uns an eine gewisse Vertraulichkeit gewöhnt, in welcher ich nichts Unrechtes finde: wir kennen uns bereits seit drei Jahren.“

„Er sagte mir, Sie wären bereits seit sechs Jahren seine Freundin.“

„Das ist nicht wahr. Es mag etwas über drei Jahre sein, aber sechs Jahre sind es gewiß nicht. Er lernte mich ja erst in London kennen, wohin ich mit siebzehn Jahren kam, und jetzt bin ich noch nicht einundzwanzig.“

„Er sagte mir, Sie wären sechsundzwanzig.“

„Das ist nicht wahr. Fragen Sie meine Mutter!“

„Die hat mir auch gesagt, Sie wären sechsundzwanzig und wären sechs Jahre in London gewesen. Aber darum gefragt habe ich sie nicht; das würde mir nie eingefallen sein.“

„Ich begreife nicht, warum man mich durchaus älter machen will als ich bin. Sehe ich denn schon so alt aus?“ fragte sie nicht ohne Koketterie.

„O nein! erwiederte Sir Walter trocken. „Doch

um noch einmal auf das Küssen zu kommen: glauben Sie, daß Mr. Hareford je gewagt haben würde, Miß Throgmorton um einen Kuß zu bitten?"

„Nein,“ entgegnete Mary nach einigem Nachdenken.

„Und wissen Sie, warum er das nie gewagt haben würde?"

„Nun, ich denke, weil sie sich nie besonders freundlich gegen ihn gezeigt hat.“

„Sie geben also zu, daß ein gewisses Entgegenkommen der Dame nöthig ist, um einen Herrn zu ermutigen, einen Kuß zu verlangen?"

Mary schwieg:

Die Beiden gingen in's Haus zurück, ohne ein Wort weiter zu wechseln.

VI.

Ehe Sir Walter sich schlafen legte, schrieb er in sein Tagebuch noch ein paar Verse, deren Sinn ihm schon lange im Kopfe gesummt, ihn aber erst jetzt zu poetischem Ausdruck zwang:

Gieb nie Dein Herz verloren
 Wo sich keins wiedergiebt:
 Der Mann zählt zu den Thoren,
 Der unerwiedert liebt!

Wir schmücken und verschönern
 Der Mädchen Herz und Haupt;
 Ach, manches Herz klingt thöneru,
 Das wir von Gold geglaubt!

Er schlief vortrefflich danach und das war gut für ihn; er würde sonst den körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen gewesen sein, die ihn schon am folgenden Tage erwarteten. Es traf nämlich im Laufe des Vormittags ein Eilbote aus London bei ihm ein mit Briefen, die ihn schleunigst nach der Hauptstadt zu einem Kriegsrath beriefen. Die Königin hatte Nachricht erhalten von ungeheuren Rüstungen der Spanier, die mit großer Uebermacht einen vernichtenden Schlag gegen England zu führen beabsichtigten und zu dem Zwecke auch wieder die Revolution in Irland zu schüren versuchten. Da galt es, schnell Vorbereitungen zu einer ausreichenden Küstenvertheidigung zu treffen, wozu Sir Walter, in Voraussicht der heranziehenden Gefahr, schon früher Pläne entworfen hatte, die damals an Essex' Widerstande gescheitert waren, jetzt aber wieder aufgenommen und unter Sir Walter's persönlicher Leitung ausgeführt werden sollten. Er dankte dem Himmel, daß er sich kräftig genug fühlte gleich abreisen zu können. Im Augenblick waren alle Herzenserlebnisse der letzten

Wochen des ländlichen Stillebens zurückgebrängt von der großen Aufgabe, deren Lösung der patriotische Held entgegenseilte. Er fühlte sich wieder in seinem Fahrwasser und sein Herz frohlockte bei dem Gedanken, in dem bevorstehenden Kampfe gegen das meerbeherrschende Spanien eine leitende Rolle zu spielen. Aber im Pfarrhause und im ganzen Dorfe, wohin sich die Nachricht schnell verbreitet hatte, herrschte Trauer über die plötzliche Abreise des berühmten Seehelden, der durch heimliches Wohlthun manche Thräne der Armuth getrocknet hatte und mit den Geringsten so leutselig verkehrte, daß Viele gar nicht ahnten, welch' bedeutenden Mann sie vor sich hatten.

Sir Walter überreichte dem würdigen Doctor Ellis eine beträchtliche Summe zu wohlthätigen Zwecken. Als er Mrs. Ellis zum Abschiede die Hand reichte, konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten. Er suchte die vortreffliche Frau zu trösten. „Ach!“ erwiederte sie, „ich fühle nur zu tief, daß dies der letzte Lichtblick in meinem Leben war. Aber Sie müssen Mary noch sehen; sie kann heute nicht aufstehen; sie ist leidend und hat mich gebeten, Sie zu ihr zu schicken. Sie hat Sie lieber als Sie glauben.“

Mrs. Ellis führte Sir Walter bis zu Mary's

Zimmer, das er noch nie betreten hatte, öffnete die Thür und ließ ihn allein mit ihr.

Das Zimmer war klein, aber überaus sauber und zierlich eingerichtet. Ueber dem Sopha hing das große Bild ihres alten Anbeters Lord W. mit einem nicht mehr ganz frischen Blumenkranze. Er warf nur einen flüchtigen Blick darauf und wandte sich dann nach dem Kofen, wo Mary's Bett stand. Der Kofen ging nach dem Garten hinaus und empfing sein Licht durch ein kleines ephäumranktes Fenster, dessen voller Schein eben auf einen kleinen Tisch vor Mary's Bett fiel, so so daß Sir Walter ein auf dem Tische stehendes zierliches Gestell nicht unbemerkt lassen konnte, welches ein Blatt trug, dessen Rückseite (die Vorderseite war dem Bette zugekehrt) ihm die Aufschrift: „Seiner süßen Mary, ihr Charles!“ gleichsam in's Auge warf.

Mary war der unerfreuliche Eindruck den dies auf Sir Walter machte, nicht entgangen, doch wußte sie nichts Besseres zu thun als das Blatt vom Gestelle zu nehmen und es Sir Walter zu überreichen mit den Worten: „Ist das nicht ein sehr wohl gelungenes Bild von Mr. Hareford? Er ist heute schon in aller Frühe abgereist und hat mir diesen hübschen Stuch zum Andenken hinter-

lassen, auch etwas darauf geschrieben, wie Sie sehen; — ich habe mich sehr darüber gefreut," fügte sie mit einem gewissen Troß hinzu, gleichsam um eine Erwiederung Sir Walter's herauszufordern, der aber das Bild ruhig wieder auf seinen Platz stellte, ohne den Gefühlen Worte zu geben die ihm dabei aufstiegen.

„Ich bin gekommen Abschied zu nehmen, Miß Mary," sagte er; „meine Pflicht ruft mich fort; die Tage der Ruhe sind vorüber.“

„Ich hab' es schon von Mama gehört," antwortete sie; „es thut mir leid, daß Sie gehen," fügte sie, ihm die Hand reichend, hinzu.

„Mir thut es doppelt leid Sie krank zu finden beim Abschied" entgegnete er; „Sie sehen sehr angegriffen aus.“

„Ja, ich bin wirklich leidend," sagte sie matt; „meine Stirne brennt.“

Er streckte theilnahmvoll die Linke nach ihrer Stirn aus, während er die Rechte noch in ihrer Hand hielt; aber kaum hatte er sanft ihre Stirn berührt, als Mary jäh auffuhr mit einer heftig abwehrenden Bewegung und einem Ausdruck des Troßes, der ihr ohnehin im Leiden nicht hübsches Gesicht förmlich entstellte.

„Was ist Ihnen denn?" fragte er ganz erschrocken.

„Sie sollen mein Gesicht nicht anfassen;“ erwiderte sie etwas sanfter.

„Sie fürchten doch keine Zärtlichkeitsbezeugungen an Ihrem Krankenbette?“ fragte er, sie groß ansehend, — „daran habe ich wahrlich nicht gedacht! Leben Sie wohl, Miß Mary; der Himmel sei mit Ihnen!“ fügte er schmerzlich hinzu.

„Leben Sie wohl!“ erwiderte sie mit fester Stimme, ihm noch einmal steif die jetzt kaltfeuchte Hand reichend, und der Ausdruck des Trostes wurde wieder vorherrschend in ihrem Gesichte.

Sir Walter verließ Mary's Zimmer in großer, höchst unerquicklicher Aufregung. Es war ihm in tiefster Seele peinlich, so von ihr scheiden zu müssen, die es verstanden hatte den Zauber, den sie in ihm geweckt, zollweise wieder zu tödten durch ihr seltsames Benehmen und hauptsächlich durch ihren offenbaren Mangel an Takt und Zartgefühl.

Mary's Eltern erwarteten ihn vor der Hausthüre, und gleich darauf fand sich auch Miß Throgmorton aus dem Garten ein, wo sie ihm schnell noch einen Blumenstrauß gepflückt hatte. Er sah es ihren Augen an daß sie geweint hatte und küßte ihr gerührt die schlanke, feine Hand zum Abschiede mit den leisen Worten: „Leben Sie wohl, Elisa, wir sehen uns wieder!“ Den

Blumenstrauß nahm er als ein theures Andenken mit auf die Reise, fest überzeugt, daß er die Blumen, welche Elisa's Hand pflückte, mit keinem Geden zu theilen haben werde.

Sir Walter hatte versprochen an Mrs. Ellis zu schreiben und er hielt Wort. Schon nach vierzehn Tagen erhielt sie einen Brief, welcher die besten Nachrichten von ihm brachte. Dem Briefe war noch ein besonderes, nur für sie bestimmtes Blatt beigelegt, folgenden Inhalts:

Meine liebe Freundin!

Betrachten Sie diese Zeilen als eine nur für Sie bestimmte Nachschrift, welche Ihnen eine bringende Bitte an's Herz legen soll, auf deren Erfüllung ich so bestimmt rechne wie auf die Fortdauer Ihrer Freundschaft. Sie wissen, der Himmel hat mich reich gesegnet mit Glücksgütern; ich habe weit mehr als ich brauche. Erst eben trifft von meinen amerikanischen Besitzungen wieder ein Schiff ein, welches ich schon für verloren gehalten hatte und dessen reiche Ladung mir nun einen alle Erwartungen übersteigenden Gewinn abwirft, wovon ich einen Theil für Miß Mary bestimmt habe, um ihre Zukunft für alle Fälle sicher zu stellen. Heirathet sie, so wird es ihr eine hübsche Mitgift sein; hei-

rathet sie nicht, so wird es genügen ihr ein sorgenloses Leben zu sichern.

Ihr treuer Freund

Raleigh.

Der Winter verstrich Sir Walter unter angestrengten Arbeiten. Statt zarter Liebeslieder gingen ihm Pläne zu Brandern, schnellsegelnden Kanonenbooten und allerlei neuen Zerstörungswerkzeugen durch den Kopf. Im Frühsommer des folgenden Jahres nahm er mit seinen eigenen Schiffen ruhmvollen Antheil an dem großen Entscheidungskampfe, nach welchem Spanien seine Herrschaft über das Meer an England abtreten mußte.

Dem Siege folgten wieder Zermürfnisse Sir Walter's mit Essex und der Königin, die unsern Helden zu neuen Unternehmungen in die Ferne trieben. Erst nach drei Jahren wurde er, unter den schon bekannten Umständen, an den Hof zurückberufen, an welchem sich damals bereits seit zwei Jahren Mrs. Throgmorton als Ehrenfräulein der Königin befand und zwar auf Veranlassung des Grafen Leicester, des Todfeindes ihres Vaters.

Leicester war gestorben im Freudentaumel über den Untergang der spanischen Armada. Er hatte

aber, um sein Verbrechen gegen die Familie Throgmorton wenigstens einigermaßen zu sühnen, auf dem Krankenlager die Königin gebeten, sich der vermögenslosen Miß Throgmorton anzunehmen. Diese wurde darauf hin an den Hof beschieden und gefiel Ihrer Majestät so gut, daß sie die schöne Elisa gleich zum Ehrenfräulein ernannte. Sie war nach Sir Walter's Abreise noch drei Monate im Hause des Doctor Ellis geblieben und Mary hatte sie während der Zeit wieder gänzlich für sich einzunehmen gewußt.

Mary laß ihr die Gedanken von der Stirn ab; sie hatte wohl bemerkt, wie tief Sir Walter in Elisa's Herzen Wurzel geschlagen und suchte hier anzuknüpfen, um sie für sich zu gewinnen. Sie sprach von Sir Walter mit einer Verehrung und Bewunderung, die ihr wirklich aus dem Herzen zu kommen schien, drückte ihr inniges Bedauern aus, daß er nicht mit so reinen Eindrücken von ihr geschieden sei, wie sie gewünscht hätte, was sie um so mehr schmerze, als sie zu spät eingesehen habe, daß sie selbst allein die Schuld an allen vorgekommenen Mißverständnissen trage, die nun leider nicht mehr aufzuklären seien. Sie habe sich eben, als ein armes, hart in der Schule des Lebens umhergeworfenes Mädchen, in ein

solches Glück, wie die hingebende Freundschaft eines so bedeutenden Mannes sei, nicht zu finden gewußt und darüber das Gleichgewicht verloren. Von Mr. Hareford habe sie die Ueberzeugung gehabt, ihn durch ihre Freundlichkeit zu beglücken; bei Sir Walter aber sei ihr oft Alles nur vorgekommen wie ein Spiel das er aus Langerweile mit ihr treibe, während seine Krankheit ihn an dem Verkehr mit Elisa verhinderte, für die denn auch in der That sein Herz nur allein schlage. So habe sich denn wohl ihr Stolz ein paar Mal dagegen aufgebäumt, daß er sie nur als Spielzeug für müßige Stunden behandle, nachdem er bis zu seiner Krankheit bloß für Miß Throgmorton Augen und Ohren gehabt. Aber, schloß Mary, der Verkehr mit Sir Walter sei doch ein Segen für sie gewesen: er habe sie zur Einkehr in sich selbst getrieben, ihr Herz von manchen Schlacken, Fehlern und Schwächen gereinigt, sie in ihrem Urtheil strenger gegen sich und milder gegen Andere gestimmt.

In Elisa's Ohren klangen diese selbstanklagenden Erörterungen wie Musik. Mary gewann dadurch ihr Vertrauen in einem Grade wie sie es früher nicht besessen hatte und wurde deshalb auch später in London, wohin sie wieder als Gesellschafterin

zu einer Lady Baulx gekommen war, freundlich von Elisa aufgenommen, als sie dieselbe im Palaste von Whitehall besuchte.

Miß Throgmorton trat unter den besten Aus- sichten ihren Dienst als Ehrenfräulein der Königin an, stieg immer mehr in der Gunst Ihrer Majestät und wußte sich trotz aller Versuchungen des Hof- lebens so rein zu erhalten, daß sie selbst ihren Gegnern, an welchen es ihr bald nicht fehlte, Achtung abgewann. Sie war freundlich gegen Jedermann, aber schenkte Niemandem, außer Mary, die sie öfter bei sich sah, ihr Vertrauen, so schwer es ihr auch lange Zeit hindurch wurde, die warme Herzlichkeit, mit welcher sie früher aller Welt ent- gegenkam, zurückzuhalten. In der Schule der Vor- sicht, stets überwacht von mißgünstigen Beobachtern, gewann sie an Sicherheit des Auftretens was sie an Unbefangenheit verlor, und war nach zwei Jahren, als Sir Walter sie wieder traf, eine vol- lendete Hofdame im besten Sinne des Wortes.

VII.

Die Umstände ließen das erste Wiedersehen Sir Walter's und Elisa's sehr kühl verlaufen. Sie hatte gerade Dienst bei der Königin, als er

von dieser empfangen wurde, und so mußten die Beiden unter den Augen Ihrer Majestät möglichst fremd gegen einander thun. Sie wären sich vielleicht auch unter anderen Umständen nicht so herzlich entgegengekommen wie ehemals. Er hätte in der imposanten, zu blendender Schönheit herangereiften und tabellos gekleideten Hofdame die schüchterne junge Freundin, die ihm vor vier Jahren mit verweinten Augen zum Abschied den Blumenstrauß überreichte, kaum wieder erkannt. Ihre Gestalt war noch so schlank wie ehemals, hatte aber eine reizende Fülle gewonnen, die ihr, verbunden mit der vornehmen Haltung, etwas Majestätisches gab. Er wagte kaum seinen Blick von der Königin weg auf Elisa hinstreifen zu lassen, um im Anschauen der herrlichen Erscheinung nicht verwirrt zu werden.

Elisa ihrerseits sah heute Sir Walter zum ersten Male in seiner glänzenden, von Edelsteinen blizenden Hoftracht, mit der großen goldenen Kette um den Hals, welche die Königin ihm für seine Heldenthaten verliehen hatte. Das war der schlichte, bescheidene Mann nicht mehr, mit welchem sie so glückliche Tage im Hause der Mrs. Ellis verlebte! Nun stand er vor ihr als ruhmreicher Held, geschmückt mit den Attributen seiner Größe, im Son-

nenscheine der königlichen Gunst. Es kam ihr vor, als ob er sie gar nicht bemerke. Sie ahnte nicht, wie schwer es ihm wurde, seine ganze Aufmerksamkeit der Königin zuzuwenden, um die so lange und so schmerzlich entbehrte Huld Elisabeth's nicht gleich am Tage seiner Rückkehr an den Hof wieder zu verschmerzen. Es wäre ihm besser und lieber gewesen, er hätte die Königin, deren Bild seiner poetischen Phantasie anders vorschwebte als er sie jetzt fand, nicht zuerst im Beisein ihrer jüngsten Hofdame wiedergesehen. Sie war in der Zeit der Trennung merklich gealtert. Doch er vergaß nicht, welche großen Pläne zum Wohle Englands er an ihre Gunst knüpfte, und beschloß Alles daran zu setzen, diese Gunst zu behaupten.

Elisabeth, die jetzt ganz Huld und Gnade für ihn war, ernannte ihn zu ihrem dienstthuenden Kammerherrn (Gentleman of the Privy Chamber), wodurch ihm die Verpflichtung auferlegt wurde, im Palaste zu wohnen und nicht bloß mit Ihrer Majestät, sondern auch mit den Hofdamen täglich zu verkehren.

Raleigh war, im Gegensatz zu Essex, im Verkehr mit den Damen des Palastes immer sehr kühl und zurückhaltend gewesen, so daß die Königin ihm in dieser Beziehung ihr volles Vertrauen schenkte.

Der Zufall wollte, daß Sir Walter, als er Miß Throgmorton seinen ersten Besuch abstattete, diese nicht allein fand, wodurch denn wieder jede trauliche Begrüßung vermieden wurde. Sie gedachte mit keinem Worte der vergangenen Zeit und das Gespräch drehte sich um die gleichgiltigsten Dinge. Er vermied es sie bald wieder zu besuchen, und im sonstigen Verkehr war er eben so kühl und zurückhaltend gegen sie wie gegen die anderen Damen, unter welchen er nur die älteren hin und wieder größerer Freundlichkeit würdigte.

Als ihn ein allerliebsteß Stumpfnäschen, nach Miß Throgmorton die hübscheste unter den Hoffräulein, einmal fragte, warum er denn immer ein so ernstes Gesicht mache, wenn er mit ihr spreche, antwortete er lächelnd: „Ich fürchte Sie!“

„Sie fürchten mich?“ erwiderte sie; „dazu haben Sie doch wahrhaftig keinen Grund.“

„Nur zu viel Grund,“ hub er wieder an. „Ich fürchte nicht Sie allein, auch die anderen schönen Hoffräulein.“

„Aber warum denn?“

„Weil Sie Alle Hexen sind, sehr gefährliche Hexen, die nichts Gutes thun, aber viel Unheil anrichten können.“

Das Wort wurde der Königin hinterbracht,

welche herzlich darüber lachte und meinte, Sir Walter habe so Unrecht nicht.

Neues Leben kam in den Palast durch einen kurzen Besuch Spenser's, den die Königin eingeladen hatte auf Veranlassung Raleigh's, welcher hoffte, daß Elisabeth's persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter, der so viel zu ihrer Verherrlichung geschrieben, sie veranlassen werde etwas Fürstliches für den in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden genialen und liebenswürdigen Mann zu thun. Allein die geizige Königin, obgleich sie ihn unter allen zeitgenössischen Poeten am höchsten stellte, glaubte ihn schon hinlänglich zu belohnen durch das freundliche Entgegenkommen, womit sie sich seine oft überschwänglichen Huldigungen gefallen ließ.

Sie hörte es gern wenn ihre Schmeichler sie mit der Sonne verglichen, die nur zu scheinen brauche um die edelsten Früchte reifen zu machen und Glück und Gedeihen zu wecken. So schrieb sie denn auch das Beste von Allem, was Andere für sie schufen, sich selbst zu und meinte: wenn ich einen Spenser zu unsterblichen Gesängen begeistere und ihn so zum berühmten Dichter mache, was braucht er noch mehr von mir?

In den Abendstunden ließ sie sich in Gegenwart des Hofes gern seine Sonette vorlesen und

diejenigen, welche ihr am besten gefielen, daß heißt in welchen sie sich am sinnigsten verherrlicht fand, öfter wiederholen. Als eine ganz besondere Auszeichnung galt es, wenn sie den Wunsch ausdrückte, eines oder das andere in der Handschrift des Dichters zu besitzen. Diese Auszeichnung wurde zuerst den folgenden Sonetten zu Theil:

1.

Glücklich, ihr Blätter, wenn die Lilienhand
Der Hohen, die beherrscht mein ganzes Sein,
Euch hält und schließt euch wie Gefang'ne ein,
Die vor Dem zittern, der sie überwand.

Glücklich, ihr Zeilen, wenn auf euch gewandt
Des schönen Aug's glutvoller Sonnenschein,
Und ihr die blutige, thränenvolle Pein
Vor ihr enthüllt, die ich durch sie empfand.

Glückliche Reime, die sich baden dürfen
In ihren Reizen und Begeiß' rung schlürfen
Aus ihren Augen — sucht ihr zu gefallen,
Die meine Sehnsucht ist, mein Glück vor Allen.
Blätter der Liebe, feiert nur die Eine!
Erfreut ihr sie, so kümmert sonst mich Keine.

2.

Schuf so die Kunst sie oder die Natur,
Daß Stolz und Anmuth ganz in ihr vereint,
Und beides doch getrennt zu walten scheint
In dieser ganz vollkommenen Natur?

Fr. Bubenstedt, Vom Hohen, aus Joh. J. II.

7



Durch ihre zaubervolle Anmuth nur,
 Die völlig frei von jedem Stolz erscheint,
 Reißt sie mich hin — dann naht ihr Stolz als Feind,
 Vernichtend aller sündigen Triebe Spur.

Ihr Auge übt so wunderbare Kunst:
 Mit einem Blicke nimmt sie mir das Leben,
 Um mit dem andern mir's zurückzugeben.

Ein Blick verheißt — ein andrer raubt die Günst:
 So lockt und stößt mich ab ihr ganzes Wesen.
 Die Kunst hab' ich in Büchern nie gelesen!

3.

Wie herrlich ihr die stolze Haltung steht!
 Zum Himmel weist die himmlische Geberde,
 Doch senkt ihr sinnend Auge sich zur Erde —
 Demuth mischt sich in ihr mit Majestät.

Denn wie sie blickt zur Erde, drauf sie geht,
 Bedenkt sie, daß der Tod auch sie gefährde
 Und was vom Staube kam, zu Staube werde,
 Daß auch das Schönste auf der Welt vergeht.

Doch scheint der Stolz die Demuth zu bezwingen:
 Sie fühlt, zum Himmel kann ihr Geist sich schwingen,
 Derweil ihr Fuß den Staub tritt mit Verachtung

Der sie verlockt zu irdischer Betrachtung.
 Doch neige Dich zu mir mit Huldsgeberden,
 Laß Dich herab: Du sollst erhoben werden!

Natürlich fanden nach dem Vorgange der Königin die anderen Damen diese Sonette ebenfalls reizend und wünschten ebenfalls Abschriften von

der Hand des Dichters zu haben, der ganze Tage damit verlor die Wünsche seiner holden Gönnerinnen zu erfüllen.

Graf Essex, der sich bis zur Ankunft Spenser's ganz fern von Raleigh gehalten hatte, kam diesem jetzt mit gemessener Freundlichkeit entgegen, um Gelegenheit zu haben den von ihm hochverehrten Dichter öfter zu sprechen, welcher sich fast immer in Sir Walter's Gesellschaft befand. Die Königin bemerkte dies mit Vergnügen und versäumte keinen Anlaß, um die beiden hochgemuthen Rivalen auch innerlich einander näher zu bringen, indem sie sich zugleich mit Beiden unterhielt und das Urtheil des Einen über die Ansichten des Andern herausforderte. So lange Spenser da war, dessen ver söhnlische Natur sich wohlthuend seiner Umgebung mittheilte, ging Alles ganz erträglich, nach seiner Abreise aber trat die alte Gespanntheit wieder ein und Essex mußte die Königin glauben zu machen daß Raleigh allein daran schuld sei. Dieser fand sich überhaupt halb sehr isolirt in seiner neuen Stellung, da die Herren und Damen des Hofstaats theils aus Neigung, theils aus Gewohnheit, theils aus Berechnung sich mehr zu Essex hielten, überzeugt daß die bevorzugende Gunst deren sich Raleigh bei der Königin erfreute, doch nur eine vorübergehende

sein und Essex über kurz oder lang wieder den ersten Platz in ihrem Herzen einnehmen werde. Zu solchem Umschwung der Dinge mitzuwirken waren Alle von Herzen bereit, und Essex wußte daß er auf sie zählen konnte; dies gab ihm ein gewisses Gefühl der Ueberlegenheit selbst so lange er sich noch in den Schatten gestellt sah.

Raleigh befand sich in einer keineswegs behaglichen Stellung. Je öfter er Miß Throgmorton sah, desto schwerer wurde es ihm seine immer lebhafter für sie auftauchenden Gefühle zu unterdrücken. Zum Glück nahm ihn der Hofdienst, der seine Zeit mehr zersplitterte als ausfüllte, nicht allein in Anspruch; er mußte fast täglich mit der Königin ein paar Stunden arbeiten, und diese Arbeiten erforderten Studien und eingehende Vorbereitungen, so daß ihm wenig Muße für seine Herzensangelegenheiten übrig blieb. Es würde ihm sonst unmöglich gewesen sein so lange in ihrer Nähe zu weilen ohne sich ihr zu nähern, so lange den berechnenden Verstand zum Hüter seines ungestümen Herzens zu machen. Sein Gemüthszustand offenbarte sich am bündigsten in ein paar Versen, die er eines Abends, als er von der Königin kam, in sein Tagebuch schrieb:

Mein Verstand und armes Herz
 Wandeln auf verkehrten Wegen;
 Dieses treibt mich liebewärts,
 Jener mich der Lieb' entgegen.

Mein Verstand ist sehr verständig,
 Kennt mein armes Herz bethört;
 Doch dies Herz liebt so unbändig,
 Das es gar nicht auf ihn hört.

Sein Drang, sich einmal gründlich mit Miß Throgmorton auszusprechen, wurde noch verstärkt durch den leise aufsteigenden Zweifel, ob er in ihrem Herzen auch noch dieselbe Stelle einnehme wie früher. Aus ihrem Benehmen konnte er gar nichts Gewisses schließen, so wenig wie sie aus dem seinen. Aber die trennende Hofhülle mußte einmal fallen und er seiner theuren Hausgenossin wieder einmal menschlich in Auge und Herz sehen. Er beschloß, daß dies gleich am folgenden Morgen geschehen solle, an welchem die Königin mit dem alten Burleigh eine längere Berathung und Elisa keinen Dienst hatte.

VIII.

Miß Throgmorton war eben mit dem Schreiben eines Briefes an eine Jugendfreundin beschäftigt, als Sir Walter bei ihr eintrat.

Sie erhob sich und begrüßte ihn mit derselben kühlen Zurückhaltung, die er selbst seit ihrem Zusammenleben am Hofe immer gegen sie beobachtet hatte.

„Elisa,“ sagte er mit bewegter Stimme, „strecken Sie mir nicht so steif Ihre Finger entgegen; ich bin das von früher her nicht so gewohnt bei Ihnen; geben Sie mir einmal wieder einen vollen, warmen Händedruck, wenn Sie noch ein wenig von Ihrer alten Freundschaft für mich übrig haben.“

Sie sah ihn mit ihren tiefblauen Augen groß an; ihr eigener Name klang aus seinem Munde befremdlich in ihr Ohr; er hatte sie im Hause der Mrs. Ellis, als sie doch kaum den Kinderschuhen entwachsen war, nie anders als „Miß Throgmorton“ angeredet. Doch sie besann sich nicht lange; sie sah die alten lieben Züge in seinem jetzt seelenvoll belebten, männlichen Antlitz wieder und sie reichte ihm von Herzen die volle, warme Hand.

„Ich hätte das ohne Ihre Aufforderung nicht gewagt,“ sagte sie, leise erröthend; „denn seit ich am Hofe lebe, habe ich die Gewohnheit so herzlicher Begrüßung verloren, und“ — fuhr sie mit leiserer Stimme und etwas langsamer fort — „ich glaubte schon Sie hätten mich ganz vergessen.“

„Ich Sie vergessen!“ — rief er leidenschaftlich, wie sie ihn nie gesehen. — „Bei diesen Blumen, die Sie mir zum Abschied gepflückt und die ich seitdem als mein theuerstes Andenken aufbewahrt (bei diesen Worten zog er ein Papier mit den getrockneten Blumen hervor), ich habe nie ein Weib so geliebt wie Sie! Es ist wahr, ich habe diese Liebe von ihrem Entstehen an zu bekämpfen gesucht, weil ich uns für zu ungleich im Alter hielt, und weil ich nicht glaubte daß Sie mich so lieben könnten wie ich Sie. Vielleicht wär' es mir auch gelungen zu entsagen und einsam durch mein sturmvolles Leben zu wandern wie bisher, wenn mich das Schicksal hier nicht wieder mit Ihnen zusammengeführt hätte; aber Sie zu vergessen wäre mir nie gelungen!“

Elisa's Herz pochte hörbar bei diesen Worten; er las aus ihren Augen was in ihr vorging: alle Zweifel waren verscheucht, er zog sie an sich, und der erste, lange Kuß besiegelte diese bewährte Liebe.

Elisa war so überwältigt von Seligkeit, daß sie lange kein Wort hervorzubringen vermochte. Sie hatte das Feuer ihres Herzens nie in Funken versprüht und es schlug nun zum ersten Male in voller, schöner Flamme empor.

Diese würdevolle, stolze junge Dame, die man

so oft als kühl und gefühllos bspöttelt, der Niemand am Hofe tiefere Empfindung zutraute, war jetzt lauter Hingebung und Zärtlichkeit. Sir Walter kam schneller wieder zu ruhiger Besinnung als sie. Er hatte das schönste Ziel seines Lebens erreicht, er hatte den kostbaren Schatz errungen und war jetzt schnell darauf bedacht ihn sicher zu behaupten, wie der Feldherr ein erobertes Land. Er wollte seinen Sieg nicht zu einem Triumph zärtlicher Eitelkeit machen, sondern sein dauerndes Glück darauf begründen.

„Jetzt habe ich Dich, Elisa“ — sagte er, ihre glühende Hand an seine Lippen ziehend — „aber um Dich nicht wieder zu verlieren, müssen wir schnell durch den Segen der Kirche vereint werden. Der Königin unsere Liebe gestehen, hieße uns sicher verderben.“

Elisa nickte ernst zustimmend.

„Darum müssen wir uns heimlich trauen lassen,“ fuhr Sir Walter entschlossen fort; „sind wir einmal durch die Kirche verbunden, so kann uns keine Macht auf Erden mehr trennen.“

„Ich bin Dein,“ entgegnete Elisa mit stolzer Festigkeit, „und Dein Wille ist fortan der meine.“

„Und Du hast, bis die äußeren Verhältnisse sich günstiger für uns gestalten, den Muth mir

vor Gott allein anzugehören, ohne auf die Meinung der Menschen zu achten?"

„An Deiner Seite habe ich den Muth zu Allem!“

„Nun bin ich beruhigt,“ sagte er, sie wieder an sich ziehend, „nun liegt mein Glücksschiff sicher im Hafen; nun hat mein Herz eine Heimat, wo es sich wohl aufgehoben weiß.“

Plötzlich klopfte es an die Thür. Elisa fuhr erschrocken auf. „Das wird Mary sein,“ flüsterte sie Sir Walter zu; „ich muß sie leider empfangen; ich habe sie selbst auf heute Vormittag herbestellt. Wenn sie nur nichts gehört hat!“

„Ist Mary wieder in London?“ fragte er verstimmt.

„Schon lange; doch davon ein andermal. Es klopft schon wieder; ich muß ihr öffnen.“

„Aber verrathe ihr nichts!“ flüsterte Sir Walter.

„Sei unbesorgt,“ entgegnete Elisa und ging die Thüre zu öffnen, durch welche sogleich Mary eintrat.

Man konnte es ihrem verschlossenen Gesichte nicht ansehen, ob sie etwas gehört hatte oder nicht; Mary aber sah es den Gesichtern der beiden Liebenden sehr deutlich an, daß etwas Besonderes zwischen ihnen vorgefallen sein müsse. Sie begrüßte

Sir Walter mit der ehrerbietigsten Förmlichkeit. Er erkundigte sich nach ihrer Mutter (ihr Vater war inzwischen gestorben), fragte sie wie es ihr in London gefalle, wechselte ein paar gleichgiltige Redensarten mit ihr und empfahl sich den beiden Damen, welche, als sie unter sich waren, auch nicht recht wußten, was sie mit einander anfangen sollten, denn Mary war immer schweigsam, wenn sie nicht von ihren Eroberungen erzählen konnte, und Elisa hütete sich wohl, die Zunge von dem übergehen zu lassen, wovon ihr das Herz voll war. Sie bat Mary, um den Gang der unter solchen Umständen langsam schleichenden Zeit zu beschleunigen, ein bißchen zu singen; Elisa wollte ihr auf dem Spinett, das sie sehr gut spielte, accompagniren. Mary warf ihr einen stehenden Blick zu (sie konnte eben so stehend blicken wie sprechen, wenn sie wollte) und sagte: „Sehr gern! Aber ich finde,“ fuhr sie fort, die auf dem Spinett liegenden Noten durchmusternd — „aber ich finde hier leider nichts mir Geläufiges. Darf ich Ihnen eine Composition von Mr. Hareford vorsingen, die ich auswendig weiß?“

„Wählen Sie ganz nach Belieben,“ entgegnete Elisa, „ich werde Ihnen für Alles dankbar sein.“

„Mr. Hareford hat das Lied sehr hübsch in

Musik gesetzt, welches mir Sir Walter einmal vor Jahren geschrieben. Sie erinnern sich vielleicht nicht mehr?" fragte sie mit Bedeutung.

„O gewiß, sehr gut!“ erwiderte Elisa; „es bezog sich auf Blumen, die Sie ihm geschenkt.“

„Ganz richtig. Es ist das einzige Andenken, welches ich von Sir Walter besitze, und ich halte es deshalb um so werther. Sie haben gewiß schon eine Menge Gedichte von ihm?“ — fügte Mary mit forschendem Blicke hinzu.

„Ich? nicht ein einziges.“

„Dann lieben Sie wohl seine Gedichte nicht?“

„Ich kenne nur das eine, welches er Ihnen geschrieben, und das fand ich sehr hübsch. Aber da ich die Musik nicht kenne, so werde ich Sie auf dem Spinett nicht begleiten können.“

„O, das kann ich selbst,“ sagte Mary; sie setzte sich an das Spinett und sang mit silberner, feulenvoller Stimme:

„Der Sommer glänzt und blüht im Land,
Ich liege krank zu Haus,
Da schickt mir eine liebe Hand
Den schönsten Blumenstrauß.

Mir duften bis in's Herz hinein
Mit ihrem süßen Hauch
Die Purpurros', die Lilie rein,
Nesek' und Nelken auch.

Die blüh'nden Boten sehn mich an:
 Da festgebannt Dein Fuß,
 So bringen wir Dir, kranker Mann,
 Der Herrin Morgengruß. —

Dank, Dank ihr, die euch mir geschenkt,
 Ihr Blumen hold und werth!
 Des Himmels Thau hat euch getränkt,
 Die Erde euch genährt.

Und Erd' und Himmel einen sich
 In euch, mich zu erfreun;
 Der holden Spenberin will ich
 Im Liebe Blumen streun.

Der duft'ge Auszug der Natur
 Im lieblichsten Gemisch,
 Die Blütenpracht von Beet und Flur
 Prangt nun auf meinem Tisch.

Was sonst in seiner holden Zier
 Sich selig selbst genügt:
 Zu holder Eintracht ist es hier
 Mit seinem Sinn gefügt.

Seid, Blumen, mir ein Unterspand,
 Daß, die euch heut gepflückt,
 Die holde Maid, mit Herz und Hand
 Mich einst noch mehr beglückt!"

Mary sang die letzte Strophe in einer Aufregung, daß es Elisen, die dieses Lied jetzt lieber nicht gehört hätte, ganz bang dabei wurde. Mary sprang hastig auf, mit unheimlich glühenden Augen, während ihr Gesicht ganz bleich war.

„Ich muß jetzt fort,“ sagte sie; „ich komme sonst zu spät zu Tisch.“

Elisa hielt sie nicht zurück; über ihre reine Stirn flog eine Wolke.

Als Mary in den Corridor trat, stand Graf Esser vor ihr. Sie war bei seinem Anblick so verwirrt, daß sie umkehren wollte, aber er hielt sie bei der Hand zurück.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich gelauscht habe: ich bin ein so leidenschaftlicher Freund des Gesangs, daß ich nicht widerstehen konnte mein Ohr an die Thüre zu halten, als mich mein Weg hieherführte. Waren Sie die Sängerin?“

„Ja,“ erwiderte Mary, den Blick zu Boden senkend. Sie war noch nicht mit sich im Reinen darüber, wie sie Esser begegnen sollte, der, wenn sie Miß Throgmorton besuchte, schon oft an ihr vorübergegangen war, aber ohne sie eines Blickes zu würdigen. Gereizt durch diese ihr gezeigte Nichtbeachtung des hochfahrenden jungen Mannes, der ihr eigentlich sehr wohl gefiel, hatte sie auch immer gethan, als ob sie ihn gar nicht bemerkte, ja, sie war so weit gegangen, gegen Miß Throgmorton öfter spitz zu äußern, sie begriffe nicht was die Königin und die übrigen Damen an dem vielbewunderten Grafen Esser so Bezauberndes finden könnten.

Jetzt aber fühlte sie doch keine geringe Genugthuung ihn durch ihren Gesang gefesselt zu haben. Ihr Stolz kämpfte mit ihrer Eitelkeit, und die Eitelkeit trug den Sieg davon. Sie verspürte nicht übel Lust, einmal die Macht ihrer Augen auch an ihm zu erproben; sie wußte, daß in der Aufregung ihre dunklen Augen am wirksamsten leuchteten, und sie beschloß daher die günstige Gelegenheit zu benutzen. Sie hoffte dabei auch passenden Anlaß zu finden, ihren Freund Hareford dem Hofe zu empfehlen, der ihn bis dahin keiner Berücksichtigung gewürdigt hatte. In der Nähe betrachtet sah der Graf Esser doch auch gar zu schön aus, und Mary fand, daß im Ton seiner Stimme etwas lag, das wirklich zum Herzen ging. Stolz mochte er wohl sein, aber nur wie ein junger Löwe, der sich seiner Kraft und Ueberlegenheit bewußt ist.

„Ich bedaure,“ sagte Graf Esser, „daß ich nur ein zufälliger Lauscher Ihres seelenvollen Gesangs sein konnte. Ich wagte nicht einzutreten, da ich nicht so glücklich bin mich der Gunst der schönen Miß Throgmorton zu erfreuen. Aber auch so ist mir bei der Deutlichkeit Ihres Vortrages kein Wort der letzten Strophen entgangen. Die ersten hab' ich leider nicht gehört. Darf ich fragen, von wem das Lied ist?“

„Die Worte sind von Sir Walter Raleigh und die Musik ist von Mr. Haresford, dem ich in Betreff meiner musikalischen Ausbildung viel zu verdanken habe,“ entgegnete Mary, ihn freundlich schüchtern anblickend und mit Befriedigung gewährend, daß der Blick seine fesselnde Wirkung nicht verfehlte, denn Graf Esser wandte seine Augen von den ihren nicht mehr ab.

„Die Worte sind von Sir Walter Raleigh?“ wiederholte er fragend. „Ich wußte nicht, daß Lieder von Sir Walter in Musik gesetzt seien. Ist das Lied irgendwo gedruckt erschienen?“

„Nein; Sir Walter hat das Lied vor längerer Zeit an mich gerichtet.“

„An Sie? Also Sie kennen Sir Walter näher?“

„Er ist ein entfernter Verwandter meiner Mutter und brachte vor einigen Jahren einen Theil des Sommers bei uns auf dem Lande zu, zugleich mit Miß Throgmorton.“

Esser vernahm diese Aufschlüsse mit großem Interesse, wenn auch mit gemischten Empfindungen. Er hielt es jedoch nicht für klug, gleich weiter nachzuforschen, sondern begnügte sich, Miß Mary noch allerlei Schmeichelhaftes über ihren Gesang zu sagen und sich nach ihrem Namen und ihrer Wohnung zu erkundigen.

Als Mary ihm Lady Baulx als die Dame nannte, unter deren Schutze sie in London lebe, rief er: „O, das ist eine alte Freundin meines Hauses! ich bin leider seit Jahren nicht dazu gekommen sie zu besuchen, es wird mir aber nach meiner mir so erfreulichen Begegnung mit Ihnen eine doppelt angenehme Pflicht sein, das Versäumte bald nachzuholen. Vielleicht habe ich dann auch das Glück Sie einmal wieder singen zu hören, und nicht als ein heimlicher Lauscher.“

So schieden die Beiden im besten Einvernehmen.

IX.

Sir Walter hatte seine Vorbereitungen zur Verbindung mit Miß Throgmorton bald getroffen und die Schwierigkeiten, einen Geistlichen für die heimliche Trauung zu gewinnen, glücklich überwunden. Sein Liebesglück begeisterte ihn auch zu neuen Liedern und gleich am Abend nach seinem erfolgreichen Besuche schrieb er:

An Elifa.

Seit Deiner Augen Himmelsglanz
Mir in das Herz geflossen,
Hat sich das Weltgeheimniß ganz
Dem innern Blick erschlossen.

Was dunkel war in Raum und Zeit,
Ist nun in Licht verschwunden —
Ich habe die ewige Seligkeit
Genossen in Sekunden.

Nun ist der Wahn und Zweifel hin,
Umschiff't sind alle Klippen,
Seit mir des Lebens tiefsten Sinn
Gepredigt Deine Lippen.

Ich möcht' es jubelnd sonnenhell
Der ganzen Welt verkünden,
Allein der Weisheit tiefsten Quell
Muß Jeder selbst ergründen.

Er schickte ihr das Gedicht aber wohlweislich
nicht, sondern brachte es ihr selbst mit noch einem
andern, welches er am folgenden Morgen gleich
nach dem Erwachen auf das Papier warf:

Nun bin ich wieder der ich war,
Die Seele frisch, das Auge klar;
Der Nebel, der mich trüb' umwallt',
Verschwand vor Deiner Lichtgestalt.

Ich laß in süßen Melodien
Erinnerung vorüberzieh'n,
Doch nur das Gute aufersteh'n
Und alles Schlechte untergeh'n.

Der gute wie der schlechte Wein
Berauscht, schlürft man ihn hastig ein,
Und erst der Nachgeschmack erweist
Den guten oder schlimmen Geist.

So geht's auch wenn uns schöne Frau'n
 Guldvollen Blicks in's Auge schau'n:
 Leicht wecken sie wohl süßen Drang,
 Doch falscher Zauber währt nicht lang.

Du hast Dich mir als echt bewährt,
 Das Dunkel mir in Licht verklärt,
 Und Deiner Augen Sonnenschein
 Soll meines Lebens Leuchte sein!

Als er ihr in einer günstigen Stunde desselben Tages die Gedichte überreichte, sagte sie:

„Du bist meinen langgehegten Wünschen entgegengekommen, auch einmal von Dir besungen zu werden. Ich gestehe, um vor Dir nichts zu verheimlichen, daß ich gestern förmlich ein bißchen eifersüchtig auf Mary war, als sie mir mit allem Zauber ihrer Stimme das Lied vorsang, das Du ihr einst gewidmet. Doch jetzt ist Alles wieder gut,“ fügte sie zärtlich hinzu; „ich mache keinen Anspruch darauf, Deine erste Liebe zu sein, ich bin zufrieden, wenn ich nur Deine letzte Liebe bin.“

„Das bist Du, aber auch meine erste echte Liebe!“ rief er leidenschaftlich. „Das Gedicht, welches ich an Mary richtete, war in der That keinem falschen Gefühl entsprungen, aber falsch war der Zauber, der das Gefühl in mir weckte. Die echte Liebe, wie die echte Freundschaft bewährt sich da-

durch, daß sie nie auch nur einen Schatten von Zweifel und Mißtrauen in uns aufkommen läßt, daß sie rein und durchsichtig ist wie das Sonnenlicht, welches sich zwar auch in verschiedenfarbigen Strahlen bricht, die sich aber immer wieder in reines Licht auflösen lassen. Wo kein volles inniges Vertrauen ist auf beiden Seiten, da kann auf die Dauer weder Liebe noch Freundschaft bestehen. Für die sorgenlosen Nichtse, für die vornehmen Müßiggänger mag es ein großer Reiz sein, durch die Koketterien, Unbeständigkeiten, Launen und Grillen ihrer Frauen oder Geliebten in fortwährender Unruhe, Spannung und Bewegung erhalten zu werden; wer aber in der Welt etwas mehr sieht als ein großes Zerstreungslokal, wer im Leben mehr sucht als eine abwechslungsreiche Zeitvergeudung, der wird auch die Liebe ernster fassen und sein höchstes Glück in der Frau finden, die ihm die größte Sicherheit und Ruhe in den Arbeiten seines Berufes gewährt und seine ernstesten Bestrebungen nicht stört, sondern theilnehmend fördert; die Mußestunden aber zu Stunden ungetrübter Seligkeit macht. Solch ein Weib, Elisa, bist Du!" —

Schon nach wenigen Tagen war das glückliche Paar durch den Segen der Kirche vereint. Am Tage der Trauung überwog der Ernst die Freude,

denn es liegt immer etwas Trauriges in dem Gedanken, die schönste Feier des Lebens vor den Augen der Welt verbergen zu müssen. Dann aber folgten glückliche Tage; die Umstände schienen Alles zu begünstigen und Niemand am Hofe etwas von der heimlichen Ehe zu bemerken.

Sir Walter zeigte sich der Königin immer bei guter Laune; sie schrieb das dem Zauber ihrer eigenen Person zu und war zufriedener mit ihm als je. Elisa hatte einen schwereren Stand, denn der Uebergang von der Jungfrau zur Frau bleibt schärferen Augen nicht leicht unbemerkt. Schon daß sie sich als Frau fühlte und sich doch immer Miß Throgmorton nennen lassen mußte, war für ihr aller Unwahrheit abholdes Gemüth keine leichte Prüfung. In den ersten Tagen bekam sie immer Herzklopfen, so oft sich ein Auge auf sie richtete; erst nach und nach gewann sie wieder einige Sicherheit; aber sie fühlte sich doch jedesmal, wenn sie ihr Zimmer betrat, wie von einer schweren Bürde befreit. Um so störender waren ihr dann, wo sie der Einsamkeit oder der Gegenwart Sir Walter's bedurfte, um wieder Kraft zu gewinnen zu den Verstellungspflichten ihres Hofberufs, die jetzt häufiger werdenden Besuche Mary's, welche inzwischen genauere Bekanntschaft mit Graf Esser

gemacht hatte, der sie nicht allein häufig bei der alten Lady Baulx sah, sondern auch sogar im Palaste bei einer in seinem Solde stehenden Kammerfrau, die sich ihr bei scheinbar zufälliger Begegnung nützlich und angenehm gemacht und sie dann zu sich eingeladen hatte. Ebenso zufällig war dann Essex dazu gekommen mit einem Auftrage der Königin, und er schien vor Staunen ganz außer sich zu sein, Miß Mary da zu finden, die er denn auch mit so überaus zarter Rücksicht behandelte, daß er sie über seine eigentlichen Zwecke vollkommen täuschte. Er blieb nur ein paar Minuten, da ihn, wie er sagte, Dienstgeschäfte wieder forttrieben.

„Der liebe, gute Graf!“ sagte die Kammerfrau, als er das Zimmer verlassen hatte; „ich kenne ihn von Kindesbeinen an und bin heute noch ebenso vernarrt in ihn als da er mir auf dem Schooße spielte. Ein besseres Herz als das seine habe ich nie gefunden! Himmel, wer hätte damals gedacht, daß er einst der gefeiertste Mann Englands werden würde. Ich sehe ihn noch lebhaftig vor mir, wie er als kleiner wilder Junge an mir herumkrabbelte, an meinem Kleide zerrte, mich patschte und mich kniff, und mich sogar einmal in's Knie biß, als ich böse auf ihn war, weil

er's zu arg getrieben hatte. Sie müssen nämlich wissen, daß ich selbst im Hause seines Vaters, des seligen Grafen Esser groß geworden bin: meine Mutter stand schon dort im Dienst. Ja, die Zeit vergeht rasch, meine liebe Miß Mary! Später brachte mich dann der selige Graf Leicester in den Dienst Ihrer Majestät. Das war auch ein schöner Mann; aber Graf Esser ist doch noch schöner und auch besser, ein wahres Engelsgemüth.“ — — —

Esser hatte um so leichteres Spiel mit Mary, als sie sein Herz wenig beunruhigte: der Zauber ihrer Augen hatte nicht lange auf ihn gewirkt; sie war ihm nicht mehr jung und hübsch genug, um sich ernsthaft in sie zu verlieben. So kostete es ihn denn keine große Ueberwindung, sie als Werkzeug zu anderen Zwecken bloß mit rücksichtsvoller Freundlichkeit zu behandeln; aber je rücksichtsvoller er gegen sie war, desto mehr verliebte sie sich in ihn, und er war nicht der Mann, ihm entgegenkommende Gefahren zu meiden. Aber vor Allem mußte sein Zweck, Raleigh zu stürzen, erreicht werden und dazu mußte ihm Mary die Fäden in die Hände spielen.

Er mußte sie zu überzeugen, daß er es eigentlich mit Raleigh immer sehr gut gemeint habe,

aber von diesem ganz verkannt, bei der Königin verleumbet und verdrängt worden sei.

So war denn Elisa nicht wenig erstaunt, als Mary ihr eines Tages ganz begeistert von Esser redete, wie sie ihn früher falsch beurtheilt und erst jetzt recht kennen gelernt habe, wie er es im Grunde seines Herzens so gut mit Sir Walter meine, dieser aber ihn ganz verkenne und als Feind handle.

Esser seinerseits war sehr erfreut, von Mary zu erfahren, daß sie in der letzten Zeit fast jedesmal, wenn sie Miß Throgmorton besucht, Sir Walter bei ihr getroffen, der sich aber immer unter irgend einem Vorwande bald wieder entfernt habe. Aus untrüglichen Zeichen wollte sie erkennen, daß zwischen den Beiden ein enges Liebesverhältniß bestehe. Diesem galt es nun weiter nachzuforschen. Die dienstthuende Jungfer der Kammerfrau war eine Schwester der dienstthuenden Jungfer der Miß Throgmorton. Jane, so hieß die Jungfer der Letzteren, war ihrer Herrin sehr zugethan; es hielt schwer, etwas aus ihr herauszubringen, aber durch Drohungen und goldene Verheißungen gelang es endlich doch von ihr zu erfahren, daß Sir Walter sehr häufig auch spät Abends noch zu ihrer Herrin komme. Dies wurde Mary wohlweislich ver-

schwiegen; sie hatte den Schlüssel zu dem Geheimniß geliefert und das Uebrige besorgte Effer mit Hülfe der Kammerfrau selbst. —

Sir Walter ahnte nichts von dem Gewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Er suchte die Besorgnisse Elisens zu beschwichtigen und sann mit ihr auf Mittel, den häufigen Besuchen Mary's Schranken zu setzen; eines Verrath's hielt er sie nicht für fähig.

Oft saßen die beiden Liebenden bis spät in die Nacht auf, in ernster, traulicher Unterhaltung. Sie ließ sich so gern von ihm belehren, hörte ihn so gern sprechen und kniete dann am liebsten vor ihm nieder, ihre Arme auf seine Knie stützend und ihm in's männliche Antlitz schauend, während ihm ihre wunderbar schönen, tiefblauen Augen eine unverstiegbare Quelle der Begeisterung waren. Zuweilen ließ er sich auch bewegen, ihr aus seinen früheren Gedichten vorzulesen, wobei er sich jedesmal über ihr gesundes und ehrliches Urtheil freute und die feine, immer zutreffende Art ihres Ausdrucks. Sie schmeichelte ihm niemals, allein sie schwieg lieber, wo sie nicht loben konnte. Seine früheren Liebesgedichte gefielen ihr weniger als seine Betrachtungen und Epigramme, und sie schloß daraus gern, daß er ehedem mehr gedacht als ge-

liebt habe. Wenn er nicht bei ihr war, unterhielt sie sich mit ihm durch das Lesen seiner Tagebücher, immer die Feder in der Hand, um von den vielen darin verstreuten Spruchversen diejenigen auszuscheiden, welche ihr am besten gefielen. Dazu gehörten besonders solche Verse, deren kerniger Inhalt durch ihre eigene Erfahrung bestätigt wurde. Am meisten fesselte sie ein Tagebuch, welches noch aus der Zeit von Sir Walter's erstem Aufenthalt am Hofe Elisabeth's datirte, wo sein Geradsinn und seine Ueberlegenheit noch mit Diamantenschärfe die krummen Wege seiner schmiegsameren Hofgenossen durchschnitt und ihm eine Menge Widerwärtigkeiten zuzog, die erst mit seiner Verbannung endigten. Seitdem war er vorsichtiger geworden, allein Elisen gefielen die ehemaligen poetischen Ausbrüche seines Zornes und Witzes, und sie stellte eine kleine Auswahl davon zusammen unter dem von ihr selbst gewählten Titel:

Die Hofregeln des Sir Walter Raleigh:

1.

Auf die Gunst der schönen Frauen,
 Von der Königin bis zur Hofe,
 Darfst Du keine Häuser bauen,
 Soll Dir's wohlgergehn am Hofe.

2.

Willst Du sichres Glück erreichen,
 Laß es still verborgen sein —
 Eifersucht und Mißgunst schleichen
 Spähend immer hinterdrein.

3.

Durch alle Gunst, die man Dir heut,
 Laß Dich bei Hofe nicht berücken —
 So warm drückt man die Hand Dir heut,
 Und morgen lehrt man Dir den Rücken.

4.

Sieh nichts, hör' nichts, sei verschlossen,
 Und wo möglich sei auch dumm,
 Dann mit Deinen Hofgenossen
 Geht sich's ganz erträglich um.

5.

Leisen Schritts bei Hofe wandre,
 Bist Du groß, so stell Dich klein —
 Ungestraft darfst Du als Andre
 Größer keinen Zollbreit sein.

6.

Trau Keinem, wer auch mit Dir spricht,
 Auch was Du selbst fühlst, sage nicht,
 Weil es sonst leicht den Hals Dir bricht.
 Warm fühlen, lieben, hoffen, glauben,
 Bei Hof darfst man sich's nicht erlauben.

7.

Mein Grundsatz ist, nie zu beleidigen
 (Denn Nothwendigkeit widerstrebt mir höchlich),

Doch wenn es gilt mich zu verttheidigen,
So rücksichtslos zu sein wie möglich.

X.

Bei einer großen Tafel, welche nach damaliger Sitte öffentlich gehalten wurde, d. h. unter Beilassung von Zuschauern, hatte Miß Thornton, die hübsche stumpfnäsige Hofdame, die es Sir Walter nie verzeihen konnte, daß er ihre freundlichen Winke so wenig verstanden, in hohem Grade die Unzufriedenheit der Königin erregt. Zwischen den jungen Grafen Southampton und Esser sitzend, die sich sehr angelegentlich mit ihr unterhielten, hatte sie sich von ihrem lebhaften Temperament etwas zu sehr hinreißen lassen und einigermaßen auffallend mit dem Grafen Southampton kokettirt. Die Königin ließ sie nach aufgehobener Tafel in ihr Cabinet kommen und stellte sie scharf zur Rede, hervorhebend, daß ein solches Sichgehenlassen doppelt unschicklich sei vor den Augen fremder Zuschauer. „Sie wissen, meine liebe Miß Thornton,“ schloß die Königin ihre strenge Vermahnung in etwas milderem Tone, als sie bemerkte, daß ihr die Thränen in den Augen standen — „Sie wissen, im engeren Kreise nehm’ ich es nicht so genau, aber was soll

man in London von den am Hofe herrschenden Sitten denken, wenn dergleichen öffentlich geschieht?“

„Miß Thornton erwiderte schluchzend:

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Majestät, es soll gewiß nicht wieder geschehen; allein ich darf behaupten, daß ich nichts Böses dabei im Sinne gehabt habe.“

„Davon bin ich überzeugt,“ warf die Königin beruhigend ein.

„Ich glaubte,“ fuhr Miß Thornton fort, „daß man sich öffentlich eher gehen lassen dürfe als heimlich, da, was unter vier Augen geschieht, wenn es zufällig belauscht wird, doch leichter zu schlimmen Vermuthungen Anlaß giebt, als was man unbefangen vor Aller Augen thut.“

„Man darf so wenig unter vier Augen etwas thun was die Sitte verletzt, als vor den Augen Anderer,“ bemerkte die Königin streng.

„Ich bin heute unvorsichtig gewesen,“ hub Miß Thornton wieder an, „aber ich habe in der That nie geglaubt die Sitte zu verletzen, weder öffentlich noch heimlich wie andere Leute“ — fuhr sie etwas leiser und gedehnter fort — „welche trotzdem im besten Rufe der Sittsamkeit bei Eurer Majestät stehen.“

„Was soll das heißen?“ fragte die Königin streng; „ich liebe solche zweideutige Bemerkungen nicht; bei mir steht keiner im Rufe der Sittsamkeit, wer es nicht verdient.“

Miss Thornton senkte den Blick zu Boden.

„Ich will Antwort haben!“ herrschte die Königin sie an.

„Ich wollte ich könnte zurücknehmen was ich gesagt habe,“ — erwiderte die Hofdame — „ich möchte Miss Throgmorton nicht verdächtigen.“

„Das würde Ihnen auch nie gelingen bei mir!“

„Ich hatte eben vergessen, daß, weil Miss Throgmorton so hoch in Ansehn steht bei Eurer Majestät, sie sich auch mehr erlauben darf als wir.“

„Was hat sie sich je erlaubt, das nicht in Einklang mit der guten Sitte wäre?“

„Nun, z. B. Nachts Herren bei sich zu empfangen. Ich bin überzeugt, daß sie nichts Böses dabei denkt oder gar thut, allein es giebt doch Anlaß zu Gerede bei der Dienerschaft, und ich wundere mich, daß Eurer Majestät noch nichts davon zu Ohren gekommen ist.“

„Können Sie beweisen was Sie sagen?“ fragte Elisabeth mit finstern Gesichtsausdruck.

„In sofern das einstimmige Zeugniß der ganzen Palastdienerschaft als Beweis gilt — ja! Ich selbst

habe freilich Sir Walter nie in nächtlicher Stunde zu der tugendhaften Miß Throgmorton schleichen sehen . . .“

„Sir Walter?“ fuhr die Königin auf, wie von einem ungeheuren Schmerz getroffen.

„Sir Walter Raleigh,“ erwiederte die Hofdame gelassen.

„Das ist unmöglich! — Weiß Graf Esser davon?“

„Seit Langem. Alle Welt weiß davon; man spricht davon in der Stadt, in Gesellschaften, sogar im Theater, wie ich höre.“ —

Jetzt wurde Esser von Ihrer Majestät in's Verhör genommen.

„Warum haben Sie mir nichts von dem Skandal zwischen Raleigh und Miß Throgmorton gesagt?“

„Ich? Ich weiß von keinem Skandal. Ich weiß nur, wie alle Welt, daß Sir Walter einen Theil seiner Nachtruhe der schönen Miß Throgmorton, dem Augapfel, der holden Maiblume Eurer Majestät zu opfern pflegt, und da Miß Throgmorton nach der Ansicht meiner gnädigsten Gebieterin ein Musterbild weiblicher Tugenden ist, so habe ich nichts Böses darin gefunden, daß sie Nachts Sir Walter bei sich empfängt, der mir ja

ebenfalls von Eurer Majestät als ein Muster von Tugend gepriesen wurde.“

„Graf Esser, Ihr Kopf steht auf dem Spiele, wenn Sie mich hintergehen. Hat Miß Throgmorton wirklich in nächstlicher Stunde Sir Walter bei sich empfangen?“

„Ja; ich habe ihn selbst, bei spätem Nachhausekommen, ein paarmal in ihre Gemächer treten sehen.“

„Die Heuchlerin! Und ich hielt sie für so unschuldig!“ rief die Königin mit von Schmerz und Zorn bewegter Stimme.

„Sie ist auch gewiß unschuldig, ebenso wie er“ — entgegnete Esser ruhig; — „Verliebten gilt Alles für unschuldig, was sie sich erlauben. Uebrigens werden Eure Majestät mir das Zeugniß geben, daß ich nicht den Ankläger gemacht habe. Ich hätte mich ohne ausdrücklichen Befehl meiner Königin wohl gehütet, wieder ein Wort über Sir Walter zu sagen.“

„Und ist die Geschichte wirklich schon unter die Leute gekommen?“ fragte die Königin in höchster Aufregung.

„Leider!“ erwiederte Esser mit unschuldiger Miene. „Die näheren Umstände werden Eure Majestät wohl am besten von der weiblichen Diener-

schaft erfahren. Ich kümmere mich um solche Dinge nicht."

Die Königin ließ ihre Kammerfrau kommen, deren Aussagen nur dienen konnten, den allerhöchsten Ingrimme noch zu erhöhen.

Ihre Majestät beschloß, sich persönlich von dem Verrathe, den die beiden Liebenden an ihr begangen, zu überzeugen und, wenn sie Alles bestätigt fände, eine grausame Strafe über das Paar zu verhängen.

Es war elf Uhr Nachts. Sir Walter saß behaglich auf einem Lehnstuhle in Elisens Wohnzimmer; Elisa, in einem reizenden Negligée, lag ihm zu Füßen, auf einem gestickten Kissen knieend und ihre Arme auf seine Kniee stützend. Er erzählte ihr von seiner Absicht eine Weltgeschichte zu schreiben und von den umfassenden Vorarbeiten, die er schon dazu gemacht. Elisa hörte ihm andächtig zu.

„Je mehr ich Dich reden höre,“ sagte sie, bewundernd zu ihm aufblickend, „desto mehr freue ich mich über den unerschöpflichen Reichthum Deines Geistes und Wissens. Das Genie ist ein Gottesgeschenk, aber Kenntnisse müssen erworben werden: wie hast Du's nur angefangen, bei Deinem so

vielbewegten Krieger- und Seemannsleben die Zeit zu finden, solche Schätze des Wissens zu sammeln?“

„Wollte Gott, ich wäre das, wofür Du mich hältst!“ erwiderte Raleigh lächelnd; „die Wahrheit ist, daß ich mir selbst sehr unwissend vorkomme und deshalb immer das rege Bedürfniß fühle mehr zu lernen. Aber wie ich das Wenige, das ich weiß, gelernt habe, will ich Dir gern erzählen. Trotz meinem großen Trieb zum Lernen wurde mir sehr früh klar, daß ich zum Stubengelehrten nicht geschaffen sei. Doch begriff ich, daß Wissen Macht sei und suchte mir möglichst viel davon anzueignen. Meine Lehrer in den alten Sprachen kamen mir vor wie Hüter von Schätzen, mit welchen sie selbst wenig anzufangen wußten. Da sie mir den Zutritt zu diesen Schätzen nicht gerade leicht machten, so betrachtete ich sie die ersten Jahre als meine geschworenen Feinde und Peiniger, die nur bemüht wären, mir durch ihr Griechisch und Latein das Leben zu verbittern, und durch meine angeborenen kriegerischen Neigungen getrieben meinen Feinden immer die schwache Seite zum Angriff abzugewinnen, spielte ich den würdigen Männern manchen schlimmen Streich. Erst später wurde mir klar, wieviel ich ihnen zu verdanken hatte, denn ohne das frühe Studium des Cäsar, Xenophon, Homer und Plu-

tarch hätte ich mir vielleicht nicht die hohen Ziele gesteckt, denen ich jetzt nachstrebe und immer nachstreben werde, ohne zu wissen, ob ich sie je erringen werde. Uebrigens fand ich in den alten Schriftstellern ganz andere Dinge als meine Lehrer, die sich mehr um die Schale als den Kern kümmerten und zufrieden waren, wenn ich einen schwierigen Satz ordentlich construiren und übersetzen konnte, während mir vor Allem daran lag, eine klare Vorstellung von dem Inhalt des Gelesenen zu gewinnen: von den Schlachtschilderungen, der Ausrüstung und Eintheilung der Truppen, von der Einrichtung des Lagers, der Waffen, Belagerungsthürme und Wurfmaschinen. Da mir hierauf bezügliche Fragen Niemand beantworten konnte, so suchte ich durch eigenes Nachdenken die Lösung zu finden, und dieser Selbstunterricht war die Hauptursache aller meiner späteren Erfolge. Ich gewann dadurch einen Faden, an welchen sich folgerichtig Alles reihete, was ich Wissenswerthes lernte, und machte dies mehr zu meinem geistigen Eigenthum, als bei äußerlich Angelernten der Fall ist. Der früh begonnene Kriegsdienst, statt mich meinen Studien zu entfremden, trieb mich nur um so mehr dazu an und erst im Felde lernte ich meinen Cäsar recht verstehen, den ich mir zum Hauptvorbilde

erfor: nicht bloß weil er ein großer Feldherr war, sondern auch ein eben so großer Schriftsteller, Redner und Staatsmann. Jede einseitige Richtung war meiner Natur zuwider und ich studirte mit demselben Eifer die Rechtswissenschaft wie das Kriegswesen. Ich fühlte den Drang in mir, in den öffentlichen Angelegenheiten meines Landes mitzuwirken, und würde nicht gewagt haben mich um einen Sitz im Parlamente zu bewerben, ohne die Gesetze Englands zu kennen. Allein der Beifall, den meine Reden erlangten, befriedigte mich so wenig, wie meine Erfolge im Felde mich befriedigt hatten. Ich fühlte, daß es für Englands Macht und Größe, welche zu fördern mein einziges Sinnen und Trachten war, Besseres zu thun gäbe als Reden zu halten oder irische Rebellen zu bekämpfen, die das Haupt nur so kühn erhoben, weil sie von Spanien angereizt und unterstützt wurden. Beizutragen, dieses stolze und mächtige Spanien, unsern gefährlichsten Feind, zu demüthigen, war das höchste Ziel meines Ehrgeizes. Der Weg dazu führte über den Ocean, denn Spanien war reich und mächtig geworden durch seine transatlantischen Besitzungen und dort mußte seine Alleinherrschaft gebrochen werden, wenn England seine Bestimmung, Königin des Meeres

zu werden, erfüllen sollte. Fest überzeugt, daß wir bessere Seeleute sind als die Spanier, warf ich mich mit ganzem Eifer auf die Schifffahrtskunde, um ihnen auch durch einen verbesserten Bau der Fahrzeuge den Rang abzulaufen. Ich war so glücklich, durch die Resultate meiner Studien wirklich zur Hebung unserer Flotte beizutragen, und erst jetzt schien es mir als ob ich das rechte Feld meiner Thätigkeit gefunden hätte. Die Erfolge meiner Entdeckungsreisen und vereinzeltten Kämpfe mit den Spaniern bestärkten mich nur in der Ueberzeugung, daß wir ihnen durchaus die Spitze bieten können, aber leider wurden mir bisher die Mittel nicht gewährt, dies im Großen zu beweisen. Meine Feinde im Rathe der Königin haben mehr Einfluß als ich und suchen meine volle Kraftentfaltung gerade auf dem Felde zu verhindern, welches ich für das eigentliche Feld meiner Bestimmung halte. Es handelt sich dabei nicht, wie meine mißgünstigen Feinde wähnen, um Befriedigung persönlichen Ehrgeizes durch Entdeckungsreisen und Ländererwerb — denn die höchsten Ehren und Würden sind bei uns nur durch Hofgunst zu erreichen, und nur wer in der Nähe der Majestät lebt, wird von der Sonne ihrer Gunst beschienen — es handelt sich vielmehr um die Be-

freierung vieler Millionen Menschen aus spanischem Joch, das überall Verdummung, Verarmung und Entfesselung der niedrigsten Leidenschaften des Menschen im Gefolge hat. Die Völker, welche unter dem grausamen Pfaffenregiment des finstern Philipp seufzen, würden uns als Erlöser aus der Sklaverei begrüßen und um so stärkere Mehrer unserer Macht und unseres Nationalreichtums werden, je mehr wir ihr eigenes Gedeihen zu fördern suchten. Wir sind ein aufstrebendes, durch Sprengung des römischen Banns auf eigene Füße gestelltes und dadurch erst recht zum Bewußtsein unserer Kraft gekommenes Volk, klein an Zahl, aber unternehmend und ausdauernd, ganz dazu angethan, kräftigend und erfrischend auf minder begünstigte Völker zu wirken. Gerade die Geringfügigkeit unserer Kopfsahl, indem sie uns verhindert, bloß durch rohe Machtmittel nach spanischer Weise fremde Völker zu unterjochen und auszupressen, zwingt uns, bei unserm unaufhaltsamen Ausdehnungstrieb ganz neue Mittel und Wege einzuschlagen. Was wir in raschem Anlauf durch kriegerische Ueberlegenheit erworben, müssen wir durch geistige Ueberlegenheit zu behaupten suchen, indem wir uns bestreben wirkliche Wohlthäter der unter unsern Einfluß gestellten

Völker zu werden, so daß wir sie nicht als Feinde zu hüten brauchen, sondern zuverlässige Freunde und Bundesgenossen an ihnen gewinnen. Das ist mir bisher überall gelungen, wo ich meinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt habe. Aber ich habe bisher nur in kleinem Umfang wirken können, weil ich fast ganz auf eigene Mittel angewiesen war; was ließe sich nicht Großes erreichen, wenn mir eine bedeutendere Ausrüstung von der Regierung bewilligt würde! . . . Doch, ich vergesse mich; ich bin ganz von der Beantwortung Deiner Frage abgekommen.

„Im Gegentheil,“ fiel Elisa ein, „Du hast meine Frage eingehender beantwortet, als ich erwarten durfte, indem Du mich in die Ziele und bewegenden Kräfte Deines thatenreichen Lebens einweihst. Ich begreife ganz, wie schmerzlich es für Dich sein muß, an der Ausführung so weitgehender und großartiger Pläne verhindert zu werden, aber ich traue Dir auch die Energie zu, immer und immer darauf zurückzukommen, bis Du endlich Dein Ziel erreichst, denn was kann es Schöneres geben für einen Mann, als durch Anlagen und Neigung auf eine Bahn getrieben zu werden, welche zugleich die Bahn der Macht und Größe des Vaterlandes ist!“

Sie sprach das mit einem Ausdruck in Wort und Geberde, daß Raleigh sie mit freudiger Bewunderung ansah.

Plötzlich öffnete sich die Thür und herein raufchte die Königin, schnell genug, um die Beiden noch in ihrem traulichen Voreinander zu sehen.

„O Schmach!“ rief sie, „tritt man so in meinem Palaste alle Eitte mit Füßen?“

Sir Walter und Elisa hatten sich schnell erhoben, und Sir Walter sich auch schnell gefaßt. Er nahm die Zitternde bei der Hand und sagte, sich tief vor der Königin verbeugend:

„Ich habe die Ehre, Eurer Majestät meine legitime Gemahlin vorzustellen.“

„Gott's Blut, Mann, was wagst Du von legitimer Gemahlin zu sprechen!“ rief die Königin außer sich vor Zorn; kommt die Frechheit noch zu der Schande? Legitime

Wir wagen nicht die Zornesausbrüche Ihrer Majestät zu wiederholen, als für den Geschmack unserer Zeit ein wenig zu unseiner.

Das Zimmer hatte sich inzwischen mit dem Gefolge der Königin angefüllt: Esser und alle Herren und Damen des Hofstaats waren zugegen.

„Graf Esser, Sie sorgen dafür, daß die beiden Gefangenen, welche ich hiermit Ihrer Obhut an-

vertraue, diese Nacht in gesonderter Haft gehalten werden. Morgen werde ich weiter über die Beiden verfügen."

Essex verbeugte sich vor Ihrer Majestät, welche darauf mit ihrem Gefolge das Zimmer wieder verließ.

Sir Walter wurde in seine Gemächer geführt und eine Wache vor die hinter ihm geschlossene Thür gestellt.

Elisa brachte die Nacht in Thränen und Gebet zu; auch sie hatte eine Wache vor der Thür.

Am andern Vormittag um elf Uhr, genau zwölf Stunden nach der nächtlichen Ueberraschung, erschien Essex bei Raleigh, um diesem im Namen der Königin zu eröffnen, daß eine Abtheilung derselben Garde, deren Befehlshaber er bis dahin gewesen, bereit stehe, ihn nebst Miß Throgmorton nach dem Tower zu führen.

„Lady Raleigh, wenn's beliebt!“ rief Sir Walter; „sie ist meine legitime Gemahlin!“

„Mein Befehl lautet auf Miß Throgmorton,“ erwiederte Essex trocken. „Für Miß Throgmorton steht eine Sänfte zur Verfügung; Sie, Sir Walter, werden zu Fuß gehen!“

Der Zufall wollte, daß, als der Zug sich über

den Corridor bewegte — Elisa sah bleich wie der Tod aus — Mary ihm entgegen kam. Sie übersah mit einem Blicke das Unheil, welches sie angerichtet. So schlimm hatte sie sich den Ausgang nicht gedacht! Ihre Kniee knickten unter ihr; sie brach zusammen. Graf Esser schritt an ihr vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Sir Walter's Ende.

In meiner Jugend ehrbegierigen Tagen
Galt Ruhm und Hofgunst mir als höchstes Glück.
Ich such' es und ich fand es. Niemand stand
In größ'rer Gunst bei seiner Königin.
Ich hatte Ehren, Macht und Gold die Fülle,
Und alle Welt bekannte daß ich's redlich
Verdient durch meine Kriegs- und Friedensthaten.

Doch wehe Dem der baut auf Fürstengunst!
Als ich am sichersten im Glück mich glaubte,
Riß mich's mit rauher Hand von meiner Höhe —
Ungnade nahm, was Gnade mir gegeben
Für mein Verdienst — und Henkershand mein Leben.

Philip Massinger.

I.

Ueber ein halbes Jahr hatte Raleigh Zeit, im Tower darüber nachzudenken, wie gefährlich es für einen Günstling der in Eitelkeit alternden Königin sei, eine Andere zu lieben als sie selbst, und seine Haft würde noch weit länger gedauert haben, wenn nicht ein Ereigniß, wobei Elisabeth's pecuniäre Interessen stark im Spiele waren, ihn daraus erlöste hätte.

Auf der Fahrt nach St. Lucar hatte Raleigh's Schiff „The Roebuck“, befehligt von Sir John Borough, nach hartnäckigem Kampf einen großen spanischen Indiensahrer, die „Madre de Dios“, genommen und war damit nach England zurückgekehrt, um die seltene Beute in Sicherheit zu bringen, deren Reichthum an Schätzen alle Erwartungen überstieg. Die Kunde davon verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch das Land, und

der glückliche Fang machte am Hofe wie unter dem Volke um so mehr Aufsehen, als Philipp II. strengen Befehl erlassen hatte, jedes spanische Schiff eher zu verbrennen, als es in die Hände der Engländer fallen zu lassen.

Die aus einer ansehnlichen Flotte bestehende Expedition gegen die Spanier war nach Raleigh's Plane und unter seiner Oberleitung ausgerüstet worden und hatte neben der reichen Beute auch einen glänzenden Sieg gegen spanische Uebermacht gewonnen. Es erregte deshalb nicht nur unter der Mannschaft, sondern auch bei den patriotischen Unternehmern, welche im Vertrauen auf Raleigh's Glück und Einsicht sich mit hohem Einsatz an der Ausrüstung der Flotte betheiligt hatten, großen Unmuth ihn jetzt im Tower zu wissen und in der Ungnade der Königin. Auf einigen Schiffen brachen Unruhen aus und zwischen den Führern, Mannschaften und Eigenthümern entstanden über die Vertheilung der Beute Streitigkeiten, welche nur durch den Oberbefehlshaber wirksam geschlichtet werden konnten. Man bestürmte daher die Königin mit Bitten, Sir Walter aus seiner Haft zu entlassen, und Sir John Hawkins machte in einem Briefe an Lord Burleigh diesem unwiderleglich klar, daß Ihre Majestät sich selbst am

meisten Schaden würde, wenn sie Raleigh nicht die nöthige Freiheit der Bewegung gewährte, um Alles nach Gesetz und Uebereinkunft zu ordnen.

So ließ sich denn Elisabeth endlich bewegen, ihm wenigstens eine bedingte Freiheit zu gestatten: er durfte „als Staatsgefangener unter Aufsicht seines Hüters“ nach der Westküste reisen, um die Theilungsfrage der erbeuteten Güter zu lösen, was schon deshalb mit großen Schwierigkeiten verbunden war, weil die Mannschaft nicht versäumt hatte, allerlei leicht zu bergende Werthgegenstände, wie Perlen, Edelsteine und Amber, bei Seite zu schaffen und die ganze Judenschaft von Altengland nach Dartmouth und Plymouth geströmt war, um unter der Hand mit den Schiffsteuten gute Geschäfte zu machen.

Raleigh berechnete den Verlust, den die Königin auf ihren Antheil durch sein verspätetes Eintreffen erlitten, allein auf zwanzigtausend Pfund Sterling.

Er wurde von der Mannschaft, mit welcher er schon so manche Gefahr und Beute getheilt, mit nicht endenwollendem Jubel empfangen. Als die Angelegenheit geordnet war, erhielt er — gegen Verzichtleistung auf seinen Hauptantheil an der Beute zu Gunsten der Königin —

seine Freiheit wieder, blieb aber vom Hofe verbannt.

Lady Raleigh mußte ihren Gemahl für die verlorene Hofgunst zu entschädigen, indem sie ihm eine Häuslichkeit schuf, welche anmuthiger nicht gedacht werden konnte. Er liebte den Luxus, und fürstlich, wie seine ganze Erscheinung, war auch die Einrichtung seines Hauses, aber nicht auf eitles Schaugepränge berechnet und in nichts der wechselnden Mode huldigend, sondern durchweg der wohnliche Ausdruck seiner großartig zugeschnittenen, aber durch Herzensgüte und edle Formen gefellig anheimelnden Persönlichkeit. Die zugleich praktisch und prächtig aufgebauten Kamine, die reichverzierten Decken, die getäfelten Wände, die thronartigen Stühle, die Tische und sogar die Betten, wovon eines aussah wie ein von Delphinen umspieltes Fahrzeug, waren alle nach seinen Zeichnungen geschnitzt und ausgeschmückt, so daß, wenn manches einzelne Stück für sich betrachtet einen wunderlichen Anblick gewährte, Alles doch künstlerisch zusammen stimmte.

Er selbst begnügte sich mit dem bescheidensten Theile des palastartigen Durham House, das er bewohnte. Sein ganz einfach eingerichtetes, nur mit Büchern, Karten und Instrumenten ausge-

stattetes Studirzimmer befand sich in einem Thürmchen ganz nahe an der Themse und war so gelegen, daß es ihm über seinen Schreibtisch hinweg einen wundervollen weithinreichenden Anblick über den majestätischen Strom mit seinen zahlreichen Schiffen und grüngewundenen Ufern gewährte. Dort verbrachte er den größten Theil des Tages, in seine Bücher vertieft und sich zuweilen durch einen Ausblick auf die Themse erfrischend, deren fortschwimmende Wogen nur zu leicht und lebhaft seine Sehnsucht in die Ferne weckten. Er konnte kein Schiff zum Meere treiben sehen, ohne den Wunsch mitzufegeln, um neue Entdeckungen in fernen Welttheilen zu machen. Doch er hütete sich soviel als möglich, solchen Wünschen Ausdruck zu geben, um seine ganz in ihm lebende Frau nicht durch den Gedanken an eine lange Trennung zu betrüben.

Seine Ehe mit ihr war eine in jeder Hinsicht glückliche und galt in jenen üppigen und leichtfertigen Tagen, abgesehen von ihrem Ursprung (denn man warf dem liebenden Paar vor, daß es mit seinen Bärtlichkeiten dem Segen des Priesters zuvorgekommen sei), bei den Zeitgenossen für eine wahre Musterehe.

Wenn Raleigh eine halbe Stunde vor der
Fr. Bodenstedt, Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. II. 10

Tischzeit von seinem Thurmgemache die schmale Wendeltreppe niederstieg in sein Ankleidezimmer, wo schon dienstbeflissene Hände warteten, um ihm beim raschen, aber sorgfältigen Umkleiden behülflich zu sein, war seine Gemahlin mit ihrer Mittagstoilette längst fertig und warf sehnsüchtige Blicke nach der Thüre, wo er einzutreten pflegte um sie abzuholen, oder musterte auch wohl noch einmal vor dem großen venetianischen Spiegel ihren Anzug, denn er hielt sehr darauf, sie ihrer Schönheit würdig geschmückt zu sehen, und erschien selbst immer bei Tisch so sorgfältig gekleidet, als ob es zu einem Festmahle ginge.

Das Zimmer, wo Lady Raleigh sich gewöhnlich aufhielt, machte einen überaus heitern und wohlthuenden Eindruck. Die Wände waren mit einem silberdurchwirkten Seidenstoff überzogen; die Thür- und Fenstervorhänge bestanden aus schwerem, carmoisinrothem Damast, und dem entsprechend waren auch die bequemen, goldeingefaßten Stühle und Divans überkleidet, welche letztere die Lady nach ihrer eigenen Angabe, halb nach orientalischem Muster, hatte anfertigen lassen. Die zierlichen Tische bestanden aus kunstvoller Mosaikarbeit. Ueber dem ganz von erotischen Blumen eingerahmten Schreibtische hing das Bild Sir

Walter's, und gegenüber in ganz gleicher Größe das Bild ihres Vaters. Ein weicher indischer Teppich bewahrte den Fuß vor jeder unsanften Berührung. Ueberall wo sich irgend ein passender Platz dazu fand, waren wohlgepflegte Blumen angebracht, die Sir Walter aus fremden Ländern und Welttheilen eingeführt hatte, denn er war ein leidenschaftlicher Botaniker und liebte blühende Erinnerungen an seine Reisen. So war auch der Speisesaal seines Hauses mit prächtigen Gruppen einheimischer und fremdländischer Gewächse und Blumen geschmückt, deren Pflege er selbst mit der größten Sorgfalt überwachte, denn er fand, bei strenger Einhaltung einer festgesetzten Tagesordnung, bei rüstiger Gesundheit, viel Arbeit und wenig Schlaf, Zeit für Alles, und die Blumen gediehen wunderbar unter seiner Hand, wie er sich's gern nachrühmen hörte und wie er selbst einmal mit zärtlicher Anspielung auf seine Frau sagte, als Robert Cecil ihr seine Freude über ihr blühendes Aussehen ausdrückte.

Durham House war das gastfreieste Haus in ganz London und zugleich das von Gästen, die auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit standen, gesuchteste, denn nirgends war eine anmuthigere Geselligkeit und anregendere Unterhaltung zu finden

wie hier, wo sich in Sir Walter und seiner Gemahlin Alles vereinte, was häusliches Glück, gedeihlicher Wohlstand, Herzensgüte, Geist und Geschmack zu bieten vermag.

Selbst der sonst wenig gesellige und Raleigh wenig sympathische Robert Cecil fühlte sich durch den Zauber von Durham House so angezogen, daß er nicht bloß in größeren Gesellschaften nie fehlte, sondern auch häufig uneingeladen vorsprach und sich stundenlang mit Lady Raleigh unterhielt, während Sir Walter auf seinem Thurmzimmer arbeitete.

Robert Cecil war körperlich von der Natur sehr vernachlässigt, aber geistig mit reichen Fähigkeiten ausgestattet, ohne indeß die ihm oft zu Theil gewordene Bezeichnung eines staatsmännischen Genies zu verdienen. Früh von seinem Vater in die Geschäfte eingeweiht und zu strenger Arbeit angehalten, sah er sich auch schon als junger Mann im väterlichen Hause von den bedeutendsten Männern seiner Zeit umschmeichelt und wuchs so gleichsam in eine berufsmäßige Ueberlegenheit hinein, die ihn bedeutender erscheinen ließ, als er war. Zum Nachfolger seines Vaters in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten bestimmt und erzogen, lernte er diese, sowie ihre Vertreter,

ganz genau kennen, und durch seine von vornherein einflußreiche Stellung gewann er unter dem wachsamem Auge Lord Burleigh's eine gelassene Sicherheit des Verkehrs und Ueberblicks, die ihn trotz seiner kleinen, verwachsenen Gestalt zu einer entschieden vornehmen Erscheinung machte, ja, ihm sogar einen Anflug von Würde gab. Freundschaft und Liebe waren ihm unbekannt; sein Sinn war nur auf Macht und Einfluß gerichtet, und in den Mitteln, diese zu sichern und zu erweitern, war er nicht wählerisch. Er förderte was ihm dienlich war und zertrat was ihm im Wege stand. Von seinem Vater hatte er große Schlaueit und Vorsicht geerbt, und er wußte sein kluges Auge und seine beredte Zunge wunderbar zu beherrschen.

Es war nicht rathsam, sich Robert Cecil zum Feinde zu machen, denn sein Wort fiel bei der Königin schwer in's Gewicht und er war zäh in seinem Hasse.

Es hätte Raleigh deshalb nichts erwünschter sein können, als daß er gern in seinem Hause verkehrte, wenn dabei nicht Grund zu der Besorgniß gewesen wäre, Cecil komme mehr als Späher denn als Freund.

Lady Raleigh theilte die Besorgniß ihres Ge-

mahlß nicht; sie sah vielmehr einen wirklichen Beweis von Freundschaft darin, daß Robert Cecil sie noch zu besuchen wagte, während sonst Niemand aus der Umgebung der Königin den Muth hatte, mit ihr zu verkehren, seit sie in Ungnade gefallen war.

In der That schien Cecil die Unterhaltung mit der geistvollen Frau so zum Bedürfniß geworden zu sein, daß er sie sogar bat, während ihres Aufenthalts auf dem Lande in Briefwechsel mit ihm zu treten, und der gemüthliche Ton, den er darin anschlug, konnte nur dienen, ihr Vertrauen zu befestigen.

Sir Walter brachte, als ein großer Freund des Landlebens, wenigstens die Hälfte des Jahres auf seinem Gute Sherbourne in Dorsetshire zu, das er durch prächtige Bauten, sowie durch wundervolle Garten- und Parkanlagen, deren Ruf sich durch ganz England verbreitete, zu einem kleinen Paradiese umschuf, wo es, wie er meinte, seine Frau mit dem Söhnchen, das sie ihm inzwischen geboren hatte, schon einmal ein Jahr würde ohne ihn aushalten können, wenn es ihm gelänge, durch Cecil die gewünschte Erlaubniß zu einer neuen Entdeckungstreife zu erhalten.

Alein Lady Raleigh konnte den Gedanken

einer Trennung von ihrem Gemahl nicht ertragen, und sie bat deshalb Cecil in einem Briefe vom Februar 1593, seine Reisepläne zu kreuzen. „Doch“ — schließt der Brief — „jeder Monat hat seine Blumen und jede Jahreszeit ihre Reize, und Ihr großen Rätthe seid immer so voll von neuem Rath, daß Ihr Euch nur beständig in der Unbeständigkeit zeigt. Wir armen Seelen dagegen, die wir den Kummer theuer erkaufen mußten, haben ihn gleichsam seines hohen Preises wegen lieben gelernt und fürchten, daß jede Veränderung unser Elend nur mehre. Darum bitte ich Sie, meinen Mann zurückzuhalten statt ihn fortzuschicken.“

Bis zum Jahre 1595 blieb das junge Ehepaar denn auch ungestört beisammen und verlebte in Cherbourne seine glücklichsten Tage, so glückliche Tage, daß — wie Lady Raleigh sich später ausdrückte — jeder einzelne durch ein Jahr des Schmerzes nicht zu theuer erkaufte wäre.

Dann aber trat Raleigh im Februar seine große Expedition nach Guiana an, deren Resultate, trotz aller Kämpfe, Verluste und Mißgeschicke, die er dabei zu überstehen hatte, seinen Namen über die ganze damals bekannte Welt trugen.

Lange schon hatte sich, nach den Erzählungen heimkehrender Schiffer und Abenteuerer mit leb-

hafter Phantasie, ein förmlicher Mythos gebildet über den unerschöpflichen Goldreichtum der spanischen Besitzungen in Amerika, sowie anderer dort noch unentdeckter Länder. An aufklärenden Schriften fehlte es freilich nicht, aber diese drangen nicht in's Volk und bezogen sich auch nicht auf „das ungeheure Reich von Guiana“, über welches man sich in den wunderbarsten Vorstellungen und Fabeln überbot, als ob dort alles vom Monde bestrahlte Wasser Silber und alles von der Sonne beschienene Land Gold wäre. Nach Guiana sollten die geflüchteten Anhänger Montezuma's und Atahualpa's die reichsten Schätze Mexico's und Peru's gerettet haben, so daß dieses fabelhafte Reich der Zielpunkt vieler spanischer Expeditionen wurde, welche auch in England eine gewaltige Sehnsucht nach dem sogenannten El Dorado erweckten.

Der ursprüngliche Begriff, den das Volk an El Dorado knüpfte, war nicht der eines goldreichen Landes oder Ortes, sondern eines Königs, von dem die Indianer erzählt hatten: er habe die Gewohnheit, bei feierlichen Gelegenheiten seinen erlauchten Körper mit Terpenin zu salben und sich dann so lange in Goldstaub zu wälzen, bis er ganz davon umhüllt wäre. In diesem glänzenden Zustande bestieg er dann ein Canoë, brachte den

Göttern ein Opfer dar und stürzte sich darauf in den heiligen See, dessen Grund aus Goldstaub bestand, um zu baden. Die Spanier suchten diesen See zu erreichen, fanden aber, daß er die Eigenthümlichkeit habe, sich in demselben Maße von ihnen zu entfernen, als sie sich ihm zu nähern suchten.

Dies waren die ersten landläufigen Vorstellungen von El Dorado. Doch schon 1530 verstand man eine Stadt darunter, und ein Deutscher, Ambrosius von Alfinger, zog an der Spitze von zweihundert Spaniern, von Coro — an der Küste von Venezuela — aus, sie zu erobern. Die Meisten kamen dabei elendiglich um. Nicht besser erging es den späteren Zügen nach El Dorado, welche ebenfalls meist von Deutschen (Fедermann, Philipp von Hutten u. s. w.) geführt wurden. So dauerten die abenteuerlichen Unternehmungen fort, bis Raleigh sich zu seiner Fahrt nach Guiana rüstete. Kaum erfuhren die Spanier davon, als sie auch eine große Expedition dahin unter Leitung des kühnen De Vera in's Werk setzten. Doch Sir Walter kam ihnen zuvor und vollbrachte eine der großartigsten Entdeckungsfahrten, von welchen die Geschichte seit Columbus zu erzählen weiß. Er überwand alle Schwierigkeiten, denen seine

Vorgänger unterlegen waren, weil sie durch unnütze Grausamkeit die Feindschaft der Eingeborenen herausforderten, während er durch kluge Freundlichkeit das Wohlwollen und den Beistand der Indianer zu gewinnen mußte.

Die Schilderungen der spanischen Irrfahrten nach Guiana wirken, wegen der dabei verübten Greuel, geradezu haarsträubend, zumal kein anderes Motiv als roheste Beutegier daraus zu Tage tritt, während Raleigh's mit genialer Umsicht eingeleitete und durchgeführte Entdeckungsreise uns wie ein Heldengedicht anmuthet, in welchem Alles durch höhere Triebfedern in Bewegung gesetzt wird. Er zog nicht, wie die Spanier, nach El Dorado in dem Wahne, daß Gold auf der Straße zu finden, denn er wußte, daß es in den Flußadern und Eingeweiden der verhüllenden Erde gesucht sein will; es war ihm überhaupt nicht um augenblicklichen Gewinn zu thun: er wollte England neue Gebiete und fruchtbare Verkehrsquellen eröffnen. Er wußte sich bald in so hohem Grade die Liebe und Verehrung der Eingeborenen zu erwerben, daß sein Name noch lange nach seinem Tode von ihnen in Ehren gehalten wurde.

Von Guiana heimgekehrt, nahm Raleigh entscheidenden Antheil an der mörderischen Seeschlacht

bei Cadix, wurde aber dabei schwer verwundet und sah vom Strande aus dem Ende des Kampfes zu, dessen glücklichen Ausgang er durch sein kühnes Eindringen in den Hafen vorbereitet hatte.

Der entscheidende Sieg erregte unendlichen Jubel im Volke, nur bei Hofe nicht, da — die Königin den ihr zufallenden Antheil an der Beute zu gering fand! Die größten Schiffe der Spanier hatten nämlich vorgezogen sich in die Luft zu sprengen als sich zu ergeben.

Im Mai 1597 erschien Sir Walter zum ersten Mal seit seiner Vermählung wieder am Hofe. Die Königin that, als ob in der langen Zwischenzeit gar nichts vorgefallen wäre, machte ihn wieder zum Befehlshaber ihrer Leibwache und behandelte ihn mit großer Freundlichkeit und Auszeichnung.

Philipp II., zäh in seinem Hasse, ging mit der Idee um, eine neue Armada gegen England auszurüsten; von allen Kanzeln in Spanien wurde der heilige Rachekrieg gegen England gepredigt, in allen Häfen gerühet, die gewaltigsten Anstrengungen wurden gemacht. Der daraus drohenden Gefahr vorzubeugen, fanden sich Essex und Raleigh in patriotischem Eifer zusammen. Raleigh handelte nach seinem alten Grundsätze, daß man dem Feinde nicht Zeit lassen dürfe, den ersten Streich

zu führen. Der Oberbefehl der rasch gebildeten, aus drei großen Geschwadern bestehenden Flotte wurde von der Königin Essex anvertraut; das zweite Geschwader führte Lord Howard, das dritte Raleigh, dem es wieder beschieden war, den Hauptschlag zu führen: durch seine Eroberung von Fayal, die er auf eigene Faust unternahm, weil Essex ihn im Stich gelassen hatte. Essex wollte ihn deshalb vor ein Kriegsgericht stellen, um seiner Oberbefehlshaberschaft nichts zu vergeben, allein die Königin schlug die Sache nieder und benahm sich überhaupt fortan bis zu ihrem Tode gegen Raleigh sehr rückichtsvoll. Erst unter ihrem Nachfolger sollte der verhängnißvolle Umschwung in seinem Schicksale eintreten, der ihn einem tragischen Ende entgegenführte.

II.

Schon zu Lebzeiten Elisabeth's hatte Sir Robert Cecil sich in der Gunst ihres Nachfolgers festzusetzen gesucht, um sein Verbleiben an der Spitze der Geschäfte zu sichern. Cecil's mächtiger Einfluß im Rathe der Königin war entscheidend gewesen, König Jakob, dem mißgestalteten Sohne der schönen Maria Stuart, die Wege zum Throne Eng-

lands zu bahnen; doch konnte er nicht verhindern, daß sich eine Verschwörung gegen ihn bildete zu dem Zwecke: die schöne, aber nicht sehr bedeutende Arabella Stuart auf den Thron zu erheben, um der unterdrückten katholischen Partei freiere Bewegung zu verschaffen.

Indeß waren es nicht Katholiken allein, welche an der Spitze der Verschwörung standen: es hatten sich zu ihnen auch andere Unzufriedene aus den angesehensten Familien des Landes gesellt, sogar eifrige Puritaner waren darunter, als deren Führer der junge, geistvolle Lord Grey de Wilton galt. Zwei hochgestellte Männer, Martham und Brook, welche lange in näheren Beziehungen zu Jakob gestanden, fühlten sich zurückgesetzt, als sie bei der Bildung der neuen Regierung ganz übergangen wurden, und warben Anhänger für die junge Arabella Stuart, die durch ihre Schönheit alle Herzen gewann, aber bei den zu ihren Gunsten in's Werk gesetzten Umsturzplänen ganz unbetheiligt war.

Als ein Hauptförderer der Verschwörung that sich Lord Cobham hervor, der auch Raleigh dafür zu gewinnen suchte, allein seine vorsichtig ausgestreckten Fühlhörner schnell wieder einzog, als er sich überzeugt hatte, daß auf Sir Walter's Mitwirkung zu einer Palastrevolution in keiner Weise zu zählen

fei. Dieser bekleidete zu der Zeit den Posten eines Gouverneurs von Jersey und hatte, dem Factionsgetriebe des Hofes fern, friedlich im Kreise seiner Familie lebend, keine Ahnung von dem Gewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Er fühlte für Arabella Stuart nicht das geringste Interesse und hatte diese unbedeutende Prinzessin überhaupt nur Einmal, als sie noch ein Kind war, bei der Königin gesehen. Der geheimen Verbindung, welche zu ihren Gunsten gebildet wurde, blieb er völlig fremd und würde zweifellos, wenn er darum gewußt hätte, auf das Entschiedenste dagegen gewirkt haben. Er vernahm daher auch die Anklage, darin verwickelt gewesen zu sein, mit der Ruhe eines sich schuldlos fühlenden Mannes.

Die Anklage war angeblich eine Folge der Ausfagen, welche Lord Cobham in der Voruntersuchung gemacht.

„Ich weiß, Du hast vor mir kein Geheimniß und bist kein Mann der öffentlich einem Fürsten dient gegen den er sich heimlich verschwört,“ sagte Lady Raleigh zu ihrem Gemahl; „aber,“ fuhr sie fort, „auch dem Besten kann es begegnen, einmal ein unvorsichtiges Wort fallen zu lassen, das, von falschen Ohren aufgefangen und von falscher Zunge weiter getragen, leicht Mißtrauen und Verdacht

wedern mag. Ich habe Cobham nur ein einziges Mal gesprochen, aber er machte mir einen unheimlichen Eindruck. Erinnerst Du Dich nicht, ihm gegenüber irgend eine Aeußerung gethan zu haben, die der Mißdeutung fähig wäre?"

„Ich erinnere mich an Nichts dergleichen, Liebes Weib. Ich weiß überhaupt nicht mehr genau, was ich mit Cobham gesprochen, als er mich in Jersey aufsuchte: mir gingen damals ganz andere Gedanken durch den Kopf. Auf das Bestimmteste weiß ich dagegen noch, daß die ganze bieder männliche Art seiner Annäherung von vornherein mein Mißtrauen weckte und mich vorsichtiger machte, als ich sonst zu sein pflege. Er besand sich damals auf der Reise; ich weiß wirklich nicht mehr, ob er nach Spanien gehen wollte, oder von dort zurückkehrte, genug, von Spanien war die Rede und er sagte mir, daß ich der gefürchtetste Mann in Spanien sei. Daran knüpfte er so plumpe Schmeicheleien für mich, daß ich das Gespräch kurz abzubrechen suchte, unter dem Vorwande dringender Geschäfte. Er sprach noch über die politischen Wandlungen seit der Vereinigung der Kronen Schottlands und Englands durch König Jakob und deutete an, daß die Augen aller Patrioten auf mich gerichtet seien, worauf ich ihn ohne viel

Umstände zur Thüre hinaus complimentirte. Ich habe Dir gleich darauf Alles mitgetheilt, was zwischen uns vorgefallen, und Du hattest so wenig wie ich eine Ahnung davon, daß später eine Anklage daraus gegen mich geschmiedet werden könnte.“

„Und Du hast ihn nie wieder gesehen?“

„Nie!“

„Dann bin ich vollkommen ruhig.“

„Ich auch, und wünsche nur, daß Cobham seine Aussage mir in's Gesicht wiederhole, und zwar öffentlich; es wird mir dann ein Leichtes sein, vor aller Welt meine Unschuld zu beweisen, denn die Lüge kann im entscheidenden Augenblicke das Gesicht der Wahrheit nicht ertragen, und Cobham muß ein feiger Schurke sein, daß er, um sich selbst zu retten, oder seine verdiente Strafe zu mildern, Andere in's Verderben zu ziehen sucht.“

„Du erlaubst mir doch, daß ich den Verhandlungen des Gerichtshofes beiwohne?“

„Ich erwarte das von meinem tapferen Weibe nicht anders. Du sollst hören, wie ich angeklagt werde, und hören, wie ich die Anklagen vernichten werde.“

„Sir Edward Coke ist ein gefährlicher Gegner und die Richter sind seine Creaturen: willst Du keinen Bertheidiger nehmen?“

„Dessen bedarf es nicht bei einer Anklage, die so grundlos ist als ob man mir nachsagte ich wäre bucklich.“

„Wer Dich nicht kennt, dürfte auf solche Nachrede hin Dich auch leicht für bucklich halten, denn an was glauben mißgünstige Menschen nicht gern zum Nachtheile ihres Nächsten! Und Du hast viele Feinde: zu Deiner Ehre sei es gesagt.“

„Eben deswegen will ich mich selbst vertheidigen; denn wie die Erscheinung eines geraden Mannes den besten Beweis liefert, daß er nicht bucklich ist, so wird auch meine Selbstvertheidigung am klarsten darthun, daß ich nicht schuldig bin. Ich mag meine Rechtfertigungsgründe nicht aus dem Munde eines Advocaten wiederkauen hören. Es lebt kein Mensch, der beweisen könnte, daß ich in dieser Angelegenheit je ein Wort gesprochen oder geschrieben, welches auch nur zu dem leisesten Verdacht gegen meine Loyalität Anlaß böte. Gestützt auf diese Thatsache, wogegen alle Ränke eines Cöle und seiner Creaturen nichts vermögen, wird meine Vertheidigung leicht sein.“

Lady Raleigh umschlang ihren Gatten mit einer so leidenschaftlichen Freude als ob er eben siegreich aus einer Schlacht heimgekehrt wäre.

In dem Augenblicke wurde die Thür aufge-

rissen und Raleigh's Sohn, ein prächtiger Junge von zwölf Jahren, stürzte herein, flammenden Blickes, dazu blutend, zerzaust und zerrissen.

„Was hast Du, Walter?“ fragte die Mutter halb vorwurfsvoll, halb besorgt.

„James Cote hat gesagt, Papa sei ein Verschwörer und Hochverräther. Da hab' ich ihn zu Boden geworfen und durchgeprügelt und auch zwei andere, noch größere Jungs, die für ihn Partei nahmen, niedergebort. Dann kamen aber noch mehrere dazu und zuletzt wurde ich überwältigt. Es waren ihrer zu Viele und sie rissen mich von hinten bei den Haaren nieder. Dann kam James Cote auch wieder und schlug mich in's Gesicht und sagte: „Dein Vater ist doch ein Verschwörer und Hochverräther, und mein Vater wird's ihm bald beweisen und ihn in den Tower bringen.“

„Komm, wasch Dir das Blut aus dem Gesichte, mein lieber Junge,“ sagte Raleigh, „und zieh Dich um; Du hast Dich wacker gehalten. Man hat Deinen Vater falsch angeklagt und Du sollst selbst hören, wie er sich vertheidigen wird. Du sollst Deine Mutter nach Winchester begleiten, wenn die öffentlichen Verhandlungen beginnen.“

Die Mutter küßte den Knaben, der einen zugleich stolzen und dankbaren Blick auf seinen Vater

warf und dann mit der Mutter das Zimmer verließ.

Sir Walter sah ihm freundlich nach und sagte:
„Gott schütze ihn!“

Die Anklageakte beschuldigte Raleigh, Cobham und Brook, theilgenommen zu haben an einer Verschwörung zu dem Zweck: „den König seiner Krone und Würde zu berauben, die Regierung zu stürzen und die wahre, in England herrschende Religion zu verändern“. Sie führt an, daß Cobham „verschiedene Besprechungen mit besagtem Sir Walter, damals Befehlshaber auf der Insel Jersey, hatte über die Mittel, Rebellion gegen den König zu erregen und Arabella Stuart auf den Thron zu bringen; ferner: daß zu diesem Zwecke Lord Cobham mit Karl, Grafen von Artemberg, Gesandten des Erzherzogs Albert am königlichen Hofe, unterhandeln sollte, um fünf- oder sechshunderttausend Goldkronen von Philipp, König von Spanien, zu beschaffen als Mittel zur Ausführung des Hochverraths; desgleichen sollte er selbst nach Spanien reisen, um den König für die Erhebung Arabella Stuart's auf den englischen Thron zu gewinnen“. Sie besagt weiter: „daß Arabella Stuart Briefe an den Erzherzog von

Oesterreich, an den Herzog von Savoyen und den König von Spanien schreiben sollte, um sich zu verpflichten, als Königin von England dauernden Frieden zwischen diesem Lande und Spanien zu erhalten, die römische Kirche in England zu begünstigen und sich bei ihrer Verheirathung von den Rathschlägen der drei genannten Potentaten leiten zu lassen“.

Dies waren die Hauptpunkte. Es wird dann noch weiter gesagt, daß Cobham nach seiner Rückkehr von Spanien sich wieder in Jersey mit Raleigh benehmen sollte und daß Letzterer ein schändliches Buch geschrieben habe, um nachzuweisen, daß Arabella Stuart's Thronansprüche begründeter seien als die des Königs Jakob.

Raleigh war als Gefangener nach Windsor geführt worden, wo die Voruntersuchungen stattfanden, während Winchester für die öffentlichen Gerichtsverhandlungen ausersehen war. Der Proceß machte um so größeres Aufsehen, als er das erste bedeutende Ereigniß war, das unter Jakob's Regierung stattfand, da dieser König gleichsam von der Verschwörung in England empfangen wurde. Daß auch Sir Walter Raleigh zu den Angeklagten gehörte, konnte nicht verfehlen, die wandelbare Menge auf das Heftigste gegen ihn einzunehmen. Dieser

aufgeklärte Protestant und berühmte Admiral, der bisher als der gefürchtetste Gegner Roms und Spaniens gegolten, sollte nun plötzlich als ein geheimer Bundesgenosse König Philipp's und der Jesuiten entlarvt werden.

Das Gedränge vor Wolvesey Castle, dem alten erzbischöflichen Palaste von Winchester, in dessen großer Halle die Verhandlungen stattfanden, war unübersehbar und die Taschendiebe machten gute Geschäfte. Mancher ehrsame Bürger, der die Uhr ziehen wollte um zu sehen, ob die Stunde des Beginns der Gerichtssitzung nicht bald schlagen werde, fand keine Uhr mehr in der Westentasche. Die Zuhörerräume in der Gerichtshalle waren schon dicht überfüllt, als die Verhandlungen in einer Weise eröffnet wurden, die mehr für eine Schenkstube als für die Halle von Winchester gepaßt hätte.

Mr. Hele, der die Anklage zu verlesen hatte, war nämlich eine eben so anrühige wie komische Persönlichkeit: anrühig als Wucherer und komisch durch sein Aeußeres, das auf starke Neigung zu starken Getränken schließen ließ. Sein aufgebundenes Gesicht leuchtete aus der grauen Amisperrücke hervor wie ein gelindes Kohlenfeuer aus hoch umliegender Asche, und seine mehr breite als

lange Hand, mit Fingern wie von vielem Geldzählen abgestumpft, glänzte, als sie die Anklageakte emporhielt, im Schein des von links durch das hohe schmale Fenster darauffallenden Lichtes wie mit Fett eingerieben. Im Uebrigen suchte er, seinem schwarzen Richtertalar entsprechend, eine feierliche Haltung zu behaupten und warf nach dem Vorlesen jedes einzelnen Anklagepunktes den Kopf herausfordernd zurück und verdrehte die kleinen Schweinsaugen wie voll frommer Entrüstung über die Missethaten der Beklagten.

Sir Walter sah seinen Ankläger unverwandten Blicks mit einer Ruhe an, als ob ihn die Sache gar nicht beträfe; als aber Mr. Hele mit dem Vorlesen der Anklage zu Ende war und in freiem Vortrage die einzelnen Punkte mit weinerlichem Pathos zu motiviren begann, konnte bei den urkundlichen Worten: „Was nun Lady Arabella anbetrifft, so hat sie, auf mein Gewissen, nicht mehr Anspruch auf die Krone als ich selbst, der ich vor Gott hier feierlich darauf verzichte“ — Sir Walter ein bis dahin mühsam verhaltenes Lächeln nicht mehr unterdrücken, worauf sofort das Publikum, welches die ganze Zeit über nicht gewußt hatte, wie es seinen getheilten Gefühlen, beim Anhören der ernstest Sache aus komischem Munde,

Luft machen sollte, in ein so lautschallendes Gelächter ausbrach, daß selbst Lady Raleigh und ihr kleiner Walter herzlich mitlachen mußten.

Aber sofort erhob sich der gefürchtete Attorney General, Sir Edward Coke, schob seinen verdutzten Vorgänger unsanft bei Seite und ließ so finstere Blicke über die Versammlung gleiten, daß das Gelächter bald wieder ernster Spannung wich. Erst als die Ruhe völlig hergestellt war, hub Coke mit scharfer, weithin tönender Stimme an, auf Raleigh deutend:

„Dieser Mann, den Ihr hier vor Euch seht, ist nach den Aussagen, die über ihn vorliegen, ein Missethäter, ein Hochverräter, ein Rebell gegen seinen König und Herrn. Um die Beweise dafür vorzubringen, hat es keiner Drohungen, keiner Zwangsmaßregeln, keiner Marterwerkzeuge bedurft, wie fälschlich behauptet worden ist; sie sind aus freiem Antriebe geliefert worden von seinen Mitschuldigen und es hat sich daraus zur Evidenz ergeben, daß er der Schuldigste ist von Allen, denn er war der eigentliche Anstifter, Förderer und Schützer des hochverräterischen Planes, dessen Ausführung Lord Grey, Brook, Markham und die Anderen übernehmen sollten, und zwar in der Weise, daß sie sich des Königs, wo nöthig mit

Anwendung von Waffengewalt, bemächtigten, um ihn in den Tower zu bringen und dort so lange festzuhalten, bis er ihnen Bürgschaft für folgende drei Bedingungen gegeben haben würde: erstens ihre Begnadigung; zweitens Duldung des römischen Aberglaubens; drittens Beseitigung gewisser Geheimer Räthe.“

Nachdem Coke nun in langer, salbungsvoller Rede, deren größter Theil auf den heutigen Leser geradezu den Eindruck des Possenhaften macht, das Herz der Hörer zu rühren gesucht hatte, kam er zu folgender Anklage:

„Jetzt, meine Herren von der Jury, merkt wohl auf. Es giebt vier Arten von Verrath: Verrath in corde, und dies ist die Wurzel des Baumes; Verrath in ore, die Knospe; Verrath in manu, die Blüte; und Verrath in consummatione, die Frucht.

„In dem vorliegenden Falle werdet Ihr die drei ersten Arten finden, da diese Verräther an der Ausführung ihrer bösen Anschläge verhindert wurden, was indeß keineswegs verhindert, daß sie dennoch Verräther sind, nämlich in corde, in ore et in manu, und obgleich ihre Anschläge geheim gehalten wurden, so sind dieselben nichtsdestoweniger Verräthereien. Allein dieser Fall übertrifft in

Abſcheulichkeit alles je Vorhergegangene, und zwar in doppelter Beziehung: in determinatione finis und in electione mediorum. Denn es wurde geſagt (ſeitens dieſer Verräther): in England würd' es keine Sicherheit geben, biß der Fuchs und ſeine Jungen hinweggeräumt wären — womit der König und ſeine erlauchten Sproſſen gemeint ſind. Darum geht in dieſem Verrath die böſe Abſicht über alle Strafen des Geſetzes hinaus, denn es iſt nicht bloß ein crimen laesae majestatis, ſondern exstirpatae majestatis et totius progeniei suae, denn nicht bloß der König, ſondern auch ſeine ganze Nachkommenschaft ſollte vernichtet werden. Ich brauche Ihnen, meine Herren, hier nicht von den ſeltenen Eigenſchaften des Königs zu reden, nicht von der Güte und Milde ſeiner Natur, deſſen Gedanken unſchuldig ſind, deſſen Worte triefen von Weiſheit und Gelehrſamkeit, und deſſen Werke Thaten der Ehre ſind."

Nach dieſem mit feierlicher Stimme geſprochenen Schluſſe richtete er an den Angeklagten die Frage:

„Also, Sir Walter, gegen wen trugt Ihr Groll? Etwa gegen die königlichen Kinder?"

Hierauf erwiederte Raleigh:

„Ich bitte, Herr Attorney, erklären Sie mir, wem und zu welchem Zwecke Sie alledies ſagen?"

Für meine Person und mein Verständniß ist absolut kein Sinn in Ihren Worten, wenn ich nicht annehme, daß Sie mir Neuigkeiten erzählen wollen. Ich frage Sie: was geht mich der Verrath Markham's und der römischen Priester an?"

Coke: „Ich will es Ihnen sagen, was es Sie angeht. Ich will Ihnen beweisen, daß Sie der offenbarste Verräther sind, der jemals vor die Barre kam. Sie sind Anstifter und Mitausführer des Verbrechens. Dies ist der Sinn meiner Worte, die ich gegen Sie schleudere.“

Kaleigh: „Ihre Worte können mich nicht verdammen; meine Unschuld ist meine Vertheidigung. Beweisen Sie mir nur ein einziges Vergehen von den vielen, deren Sie mich beschuldigen, und ich will dann sofort die ganze Anklageakte anerkennen und eingestehen, daß ich der abscheulichste Verräther bin von allen, die je gelebt haben, und werth, unter tausend Martern gekreuzigt zu werden.“

Coke (in größter Aufregung): „Nein, ich will Alles beweisen! Du bist ein Ungeheuer! Du hast ein englisches Gesicht, aber ein spanisches Herz!“

Hier versagte dem mit geballter Faust agirenden Attorney General die Stimme, oder, was wahrscheinlicher ist: er stellte sich, als ob er vor

gerechter Entrüstung nicht weiter könnte, denn in Wirklichkeit hatte er keinen einzigen Beweis vorzubringen und mußte sich deshalb mit seinen rohen Ausfällen durchzuschlagen suchen.

Kaleigh erwiederte:

„Meine Herren Geschworenen!

„Sie haben gehört, worin die Beweise meines Anklägers bestehen: in Schimpfworten und Verunglimpfungen. Er bewegt sich darin auf seinem eigensten Gebiete und ich will ihm dies nicht streitig machen, da ich gewohnt bin in guter Gesellschaft zu leben, wo man in gewählten Ausdrücken redet. Ich komme gleich zur Sache und bitte für diese um Ihre ganze Aufmerksamkeit.

„Ich wurde (bei der Voruntersuchung in Windsor) über drei Punkte verhört: zuerst in Betreff des „erstaunlichen Verraths“, dann in Betreff der Lady Arabella, endlich in Betreff meines angeblichen Zusammenwirkens mit Lord Cobham. In allen diesen Punkten bekenne ich mich vor Gott frei von Schuld, denn ich habe mich in keiner Weise daran betheiliget. Wahr ist, daß ich Lord Cobham in Verdacht hatte in Verbindung mit dem Grafen Aremberg zu stehen, denn ich wußte, daß er schon vor langer Zeit — noch zu Lebzeiten der verewigten Königin — in den Niederlanden ge-

heimen Verkehr mit ihm gepflogen hatte, wie das auch dem Lord Schatzkanzler und Lord Cecil wohl bekannt war. Da ich La Renzi von früher her kannte und ihn damals mit Lord Cobham zusammentraf, so vermuthete ich, sie wären auch zusammen beim Grafen Artemberg gewesen, und hielt es für Pflicht, meine Vermuthung Lord Cecil mitzutheilen, der mich jedoch bat, nicht weiter über die Sache zu reden, da der König bei Graf Artemberg's erstem Erscheinen am Hofe ihm keinen Anlaß zu Mißtrauen geben wollte. Darum schrieb ich an Lord Cecil, daß, wenn man sich La Renzi's Person nicht versicherte, auch nichts entdeckt werden würde; nähme man ihn aber gefangen, so würde Lord Cobham Argwohn schöpfen. Dieser Brief wurde Lord Cobham gezeigt und erregte seine Wuth gegen mich und trieb ihn zu bitteren und höhniſchen Ausdrücken, die er jedoch noch auf der Treppe bereute und zurücknahm, und eingestand, daß er mir Unrecht gethan habe."

Nachdem Raleigh nun noch ausführlich die alberne Anklage widerlegt, Cobham habe sich wie ein Kind von ihm gängeln lassen, fährt er fort:

„Ich war nicht so sinnlos, um mich der Einsicht zu verschließen, daß England nie solche Machtfülle besessen wie jetzt durch seine Vereinigung

mit Schottland, das wir gewohnt waren als die Quelle all' unserer Unruhen zu betrachten; nun war auch Irland beruhigt, das unsere Kräfte früher zersplitterte; Dänemark auf freundlichem Fuß mit uns, das früher immer unsere Eifersucht weckte, und die Niederlande in gesicherter nächster Nachbarschaft. Und an die Stelle einer von der Zeit überraschten Herrscherin war nun ein thätiger König getreten, der seine Geschäfte selbst in die Hand nahm. Wie hätte ich da auf den Gedanken kommen sollen, die Rolle eines Robin Hood, eines Wat Tyler, eines Kett oder Jack Cade zu spielen! — So hirnverbrannt war ich nicht! — Ich kannte das hispanische Reich sehr genau, seine Schwäche, seine Armuth, seine Versunkenheit. Ich wußte, daß wir sechsmal seine Streitkraft zurückgeschlagen haben: dreimal in Irland und dreimal zur See — einmal an unserer Küste und zweimal an Spaniens eigener Küste. Diese drei Seeschlachten habe ich selbst mitgeschlagen und für die Sache meines Landes vierzigtausend Mark in baarem Gelde geopfert . . . Ich wußte, daß Schweden zur Zeit so arm war, daß die Jesuiten, seine Sprossen und Schößkinder, an den Kirchthüren bettelten; sein Stolz so gedemüthigt, daß es trotz seines früheren hochfahrenden Wesens froh war,

Er. Majestät zur Thronbesteigung Glückwünsche und Botschafter senden zu können. Wer nun weiß, welche große Bürgschaften von anderen Staaten verlangt werden um geringere Summen, der wird nicht glauben, daß Spanien so freigebig an Lord Cobham sechsmalshunderttausend Kronen auszahlen würde... Und als Beweis, daß ich nicht spanisch gesinnt bin, wie man mich beschuldigt, kann ich noch anführen, daß ich gerade in der Zeit, in welcher die Anklage wurzelt, für des Königs Majestät eine Abhandlung über die spanischen Zustände geschrieben und darin meine Gründe gegen den Frieden mit Spanien entwickelt habe."

Hier von lautem Beifall unterbrochen, beleuchtete er dann die Rechtswidrigkeit des im Namen des Rechts gegen ihn eingehaltenen Verfahrens, indem man mit allen möglichen unstatthaftern Waffen und Angriffsmitteln auf ihn einbringe, ohne ihm auch nur die allergewöhnlichsten Bedingungen der Vertheidigung zu gewähren. Man gründe die Anklage gegen ihn auf angebliche Aussagen Cobham's, aber er müsse bezweifeln, daß diese unwahren Angaben wirklich von Cobham herrühren. Er müsse das so lange bezweifeln, bis man seinem billigen Verlangen nachkomme, Cobham — der unter demselben Dache mit ihm in Verwahrsam

gehalten werde — vor dem hohen Gerichtshofe erscheinen zu lassen, um seine Aussage zu wiederholen. Halte dann Cobham Auge in Auge seine Angaben aufrecht, so wolle er sich selbst für schuldig erklären und kein Wort mehr zu seiner Vertheidigung sagen.

„Mylords,“ fuhr er fort, „ich verlange, daß mein Ankläger hierher vor die Schranken gerufen werde, Auge in Auge mit mir. Obwohl ich meine Sache vielleicht ungeschickt führe, weiß ich doch, daß nach den Gesetzen dieses Landes kein des Verraths Angeklagter verurtheilt werden kann, ohne durch zwei Zeugen der Schuld überwiesen zu sein. Ich will diesen Satz hier nicht auf das Statut von Eduard III. zurückführen, aber ich erinnere Sie, Mylords, an das Statut von Eduard VI., welches sagt: „Kein Mensch soll verurtheilt werden wegen Verraths, wosfern nicht zwei gesetzliche Ankläger seine Schuld bekräftigen. Und diese Ankläger müssen in Person vor den Angeklagten gebracht werden, bei seinem Verhör, wenn sie am Leben sind.““

Er erinnert daran, daß diese Gesetze durch die folgenden Herrscher und zuletzt durch Mary bekräftigt wurden zum Vortheil der Angeklagten, und fährt dann fort:

„Wenn Sie mich verurtheilen auf bloße Angaben, ohne eidliche Bekräftigung, ohne meine Anerkennung, ohne Zeugen, so gleicht Ihr Verfahren einfach dem der spanischen Inquisition. Wäre mein Ankläger todt, oder außer Landes, so böte das wenigstens einen Vorwand, ihn nicht zu stellen. Aber er lebt und weilt hier in nächster Nähe, unter demselben Dache mit uns. Meine Herren Richter, ich bitte Sie, sich an das zu erinnern, was einer Ihres Standes in vergangenen Tagen gesagt hat: ich meine Fortescue, einen ehrwürdigen Oberrichter dieses Königreichs. Er erzählt von einem Richter aus seiner Zeit, der eine Frau in Salisbury auf Vermuthungen und die Aussagen eines Zeugen hin verurtheilte wegen Ermordung ihres Mannes, und als man sie verbrannt hatte, gestand ein Diener des Ermordeten, der wegen eines andern Verbrechens hingerichtet werden sollte, daß er auch seinen Herrn umgebracht habe und die Frau unschuldig gewesen sei. Jener Richter, von Reue gepeinigt über sein Verfahren auf so schwache Weise, sagte zu Fortescue, so lange er lebte, würde er sein Gewissen von dieser That nicht reinigen können. Und, Mylords, der Sache wegen bitte ich Sie, sich auch der Geschichte von Susanna zu erinnern. Sie wurde fälschlich beschuldigt und

Daniel schalt die Richter Narren, weil sie ohne Erforschung der Wahrheit eine Tochter Israels verurtheilten, und er entdeckte die falschen Zeugen durch die Fragen, die er an sie richtete.

„Man mag mir sagen, die Statuten, welche ich vorhin nannte, seien außer Kraft gesetzt. Ich weiß, daß die Glaubensverschiedenheiten der Fürsten manche Umwandlung erzeugt haben . . . Doch wie dem immer sein möge: das Gesetz Gottes, daß bin ich überzeugt, lebt umwandelbar. Und der Canon Gottes sagt (Deut. XVII. 6 und XIX. 15): „Auf zweier oder dreier Zeugen Mund soll sterben, wer des Todes werth ist; aber auf eines Zeugen Mund soll er nicht sterben.“

„Verschiedene andere Stellen des Alten Testaments zielen auf das Mämliche ab, und es wird bestätigt durch unsern Heiland, durch den Apostel Paulus und durch die ganze heilige Schrift . . . Wenn also nach dem statuarischen Recht, nach dem Civilrecht und nach Gottes Wort zwei Zeugen erforderlich sind, so darf ich doch wohl darum bitten, mir wenigstens einen zu gewähren. Ich bin kein juristischer Haarspalter. Wenn ich das gethan habe, dessen ich beschuldigt werde, so verdiene ich nicht zu leben, gleichviel ob das Gesetz den Verrath mit dem Tode bestraft oder nicht. Ich

flehe Sie deshalb an, meine Herren, lassen Sie Cobham kommen. Fragen Sie ihn auf sein Gewissen, auf seine Lehnspflicht gegen den König, und wenn er dann seine Beschuldigung zu meinem Verderben aufrecht hält, so will ich mich als schuldig bekennen.“

Hierauf nahm Coke wieder das Wort und rief in seiner leidenschaftlichen Weise:

„Du hast ein spanisches Herz und bist eine Spinne der Hölle. Die Krone würde kein Jahr lang auf dem Haupte des Königs bleiben, wenn ein Verräther nicht nach Umständen gerichtet werden könnte, denn die Thatsache des Verraths wird sich nie durch zwei Zeugen beweisen lassen. *Scientia sceleris est mera ignorantia.*“

In ähnlichem Sinne sprachen nach Coke's maßgebendem Vorgange die anderen Richter und suchten durch eine Menge gelehrten Unsinn und lateinischer Brocken den Geschworenen zu beweisen, daß Raleigh's Wunsch, mit Cobham confrontirt zu werden, nicht erfüllt werden könne, und nach langen Debatten erfolgte seine Verurtheilung zum Tode, obgleich Cobham, von Gewissensbissen getrieben, in einem Briefe an Sir Walter diesen für völlig unschuldig erklärt hatte. Die betreffende Stelle lautet wörtlich: „Ich habe nie in irgend

welchem verrätherischen Verkehr mit Ihnen gestanden, noch wurde ich je durch Sie zu den Dingen veranlaßt, deren ich Sie früher beschuldigt habe. Sie sind so unschuldig und frei von jedem Verrath gegen den König, wie irgend ein lebender Unterthan.... Gott verfare so mit mir und übe Gnade an meiner Seele wie dieses wahr ist!"

Es half Alles nichts, denn die Richter waren schon lange vor Beginn der Untersuchung über ihr Verdammungsurtheil einig gewesen, theils aus tiefem persönlichen Groll gegen Raleigh (wie Coke), theils weil sie glaubten, sich durch die Vernichtung Raleigh's dem Könige angenehm zu erweisen, der sich in der Nähe des überlegenen Mannes gedrückt fühlte und ihn eben wegen seines offenen, ritterlichen Wesens haßte. Nur Einer unter den Richtern — Gawdy — hatte den Muth der Wahrheit, indem er erklärte, diese Verhandlung sei eine Beschimpfung und Erniedrigung des englischen Rechts.

Raleigh's Rede war von ungeheurer Wirkung auf die ganze Versammlung gewesen; die Berichte melden übereinstimmend, daß kein Zuhörer die Halle verlassen habe, ohne die Ueberzeugung von Sir Walter's Unschuld mit heim zu nehmen. Es befanden sich unter den Zuhörern viele Schotten, welche dem Könige unbefangener darüber berich-

teten, als der von Coke voreingenommene Lord Henry Howard, und die Rücksicht auf die Volkstimmung mag wohl ein Hauptgrund für Jakob gewesen sein, das Urtheil an Raleigh nicht gleich vollziehen zu lassen. Er ließ ihn vorläufig in den Tower bringen. Nur Brook und die Priester büßten mit dem Tode, während Martham, Cobham und Grey in demselben Augenblicke begnadigt wurden, als sie schon auf dem Schaffot standen, und zwar durch einen eigenhändig geschriebenen, ganz auf unerwartetem Entschlusse beruhenden Befehl Jakob's, dessen Launen unberechenbar waren und dessen Gnade vorzugsweise den Unwürdigsten zu Theil wurde.

In der Erwartung seiner Hinrichtung schrieb Raleigh folgenden Brief an seine Frau:

„In diesen, meinen letzten Zeilen erhältst Du, herzliebtes Weib, meine letzten Worte. Ich sende Dir meine Liebe, daß Du sie bewahren mögest wenn ich todt bin, und meinen Rath, daß Du seiner gedenkst wenn ich nicht mehr bin. Ich möchte Dir keine Sorge bieten, meine theure Beß, — laß diese mir in die Gruft folgen und begraben werden im Staube. Und da es nun einmal nicht Gottes Wille ist, daß ich Dich je in diesem Leben wiedersehen soll, trag' es gedul-

dig und mit einem Herzen wie Du selbst. Zuerst sende ich Dir allen Dank, den mein Herz zu fühlen und meine Feder auszudrücken vermag, für alle Mühen und Sorgen, welche Du für mich gehabt hast und welche, wenn ihr Erfolg auch nicht immer Deinen Wünschen entsprochen hat, mich doch nicht minder zu Deinem Schuldner machen. Zweitens bitte ich Dich bei der Liebe, die Du mir im Leben bewährt, verbirg Dich nicht lange nach meinem Tode, suche vielmehr durch Arbeit Deinem gesunkenen Glücksstande wieder aufzuhelfen, so wie dem Rechte Deines armen Kindes. Deine Trauerbezeugungen können mir nichts mehr nützen, wenn ich Staub bin. Drittens sollst Du wissen, daß mein Grundbesitz bona fide meinem Kinde übertragen wurde. Ueber das betreffende Schriftstück kann mein ehrlicher Vetter Brett und auch Dawberry Dir Auskunft geben, und ich hoffe, daß mein Blut die Bosheit Derer auslöschen wird, die mich so grausam hingemordet haben in der wahren Zeit der Prüfung und, wie mir vollkommen klar ist, meinen Tod von vornherein beschlossen hatten. Gott weiß, wie traurig es mich macht, daß ich, so überrascht durch den Tod, Dich nicht in besseren Verhältnissen zurücklassen

kann... Doch wenn Du frei von Mangel leben kannst, trag' nicht Sorge um mehr — das Uebrige ist nur Eitelkeit. Liebe Gott und beginne zeitig ganz auf ihn zu bauen, und Du wirst darin wahren und dauernden Reichthum finden und endlosen Trost... Lehre auch Deinen Sohn Gott zu lieben und zu fürchten, so lange er noch jung ist, auf daß die Furcht Gottes mit ihm wächst, und dann wird Gott Dir ein Gemahl und ihm ein Vater sein — ein Gemahl und Vater, der Euch nicht genommen werden kann. — Bayley ist mir 200 Pfund schuldig und Adrian Gilbert 600 Pfund. Auch in Jersey habe ich noch viel Geld ausstehen. Außerdem werden die Rückstände auf den Wein meine Schulden decken, und, um meiner Seele willen, gedenke zuerst der Armen! — Wenn ich nicht mehr bin, wirst Du ohne Zweifel von Vielen umworben werden, denn in der Welt galt ich für sehr reich; aber sei auf der Hut vor den Huldigungen der Männer, denn die Liebe bewährt sich nur in rechtschaffenen und würdigen Männern, und kein größeres Elend könnte Dich in diesem Leben befallen als erst eine Beute und dann verächtlich zu werden. Gott weiß, daß ich so nicht rede um Dich vom Heiraten abzuhal-

ten, denn es wird am besten für Euch Beide sein, daß Du Dich wieder vermählst, sowohl im Hinblick auf Gott als auf die Menschen. Ich gehöre Euch nicht mehr an, noch Ihr mir. Der Tod hat uns auseinander gerissen und Gott mich von der Welt getrennt, und Euch von mir. Gedanke Deines armen Kindes um seines Vaters willen, der Dich in seiner glücklichsten Zeit wählte und liebte . . . Ich kann nicht viel schreiben; Gott weiß, wie schwer ich diese Frist stehle während Andere schlafen; und es ist auch hohe Zeit daß ich meine Gedanken von dieser Welt ablenke. Erbittle Dir meinen todten Körper, den man Dir lebend versagte, und begrabe ihn entweder in Cherbourne, wenn das Gut uns bleibt, oder in der Kirche von Exeter, neben meinem Vater und meiner Mutter. Ich kann nichts weiter sagen, — Zeit und Tod rufen mich hinweg. — Der ewige, gewaltige, unendliche und allmächtige Gott, der die Güte selbst ist, das wahre Leben und das wahre Licht, erbarme sich meiner und lehre mich, meinen Verfolgern und Anklägern zu vergeben, und lasse mich Euch wiederfinden in seinem Reiche. Lebe wohl, theures Weib! Segne meinen armen Jungen! Betet

für mich und Gott schütze Euch Beide. Dein,
aber nicht mehr mein —

Walter Raleigh.“

III.

Wie schon bemerkt, wurde Raleigh's Verurtheilung vom Könige nicht aufgehoben, aber doch die Hinrichtung hinausgeschoben und ihm bis auf Weiteres der Tower zum Aufenthalt angewiesen. Seine Frau ruhte nicht, bis sie, hauptsächlich durch Vermittlung der Königin, die ihr immer sehr gewogen blieb, die Erlaubniß erhalten hatte, seine Gefangenschaft, nebst ihrem Sohne Walter, zu theilen.

Die Neuvereinigten waren nun wieder so glücklich, wie man das nur irgend sein kann beim Athmen von Kerkerluft; sie wetteiferten einander das Leben angenehm zu machen und betrachteten jeden Tag, der ihnen noch zusammen geschenkt wurde, als eine besondere Gnade des Himmels.

Da nun aus den Tagen Wochen, aus den Wochen Monate und aus den Monaten Jahre wurden, ohne daß das Henkerbeil auf des Verurtheilten Haupt niederfiel, so zog allgemach wie-

der Hoffnung in sein Herz ein, am Ende ganz begnadigt zu werden. Lady Raleigh suchte diese Hoffnung zu nähren, ohne sie zu theilen, denn sie mußte daß ihres Mannes Untergang beschlossen war, aber zugleich, daß Gründe der Klugheit ein Hinauszögern des vernichtenden Schlags geboten. Sie durfte, unter nicht allzu lästigen Beschränkungen, an gewissen Tagen außerhalb des Towers verkehren und sie hatte zuverlässige Freunde am Hofe, die, wenn auch ohne besondern Einfluß, doch von den herrschenden Stimmungen genau unterrichtet waren. Zu Robert Cecil, als dem eigentlichen Urheber des Unglücks ihres Mannes, indem er dessen vertrauliche Mittheilungen mißbrauchte um Cobham gegen ihn aufzuheizen und ihn so in den Hochverrathsproceß zu verwickeln, hatte sie alles Vertrauen verloren, hielt es aber dennoch nicht für klug ihn ganz fallen zu lassen, um die Rachsucht des heimtückischen Mannes nicht zu nähren. Sie mußte, daß es Cecil weniger darum zu thun war, Raleigh aus der Welt zu schaffen, als ihn vom Könige fern zu halten, und dazu genügte die Kerkerhaft, hinter welcher jedoch immer das Todesurtheil als drohendes Gespenst stehen mußte, um den Gefangenen in gedrückter Abhängigkeit zu erhalten.

König Jakob war seinerseits mit Cecil's Politif ganz einverstanden, die seinem schwankenden Charakter in jeder Weise entgegenkam. Er konnte, nach Cobham's Widerruf und nach genauer Kenntnißnahme der Verhandlungen von Winchester, an Raleigh's Betheiligung, an der Verschwörung nicht mehr glauben, wollte sich aber auch nicht eingestehen, daß Sir Walter unschuldig verurtheilt worden sei. Er suchte deshalb seine Schuld auf andere Weise zu begründen, wobei ihm Cecil dienst-eifrig an die Hand ging. Dieser hatte dem Könige, auf welchen die Hinrichtung des Grafen Essex einen weit schmerzlicheren Eindruck gemacht als die seiner eigenen Mutter Maria Stuart (über welche er sich äußerte: sie möge den Trank austrinken, den sie sich selbst gebraut), verschiedene alte Briefe von Raleigh vorgelegt, um ihm zu beweisen, daß die ganze Unglücksgegeschichte auf Sir Walter zurückzuführen sei, der keine Gelegenheit unbenuzt gelassen habe, Elisabeth und ihn (Cecil) selbst gegen Essex aufzureizen. So sei es Essex auch zum Verbrechen gemacht worden, mit Seiner schottischen Majestät noch zu Lebzeiten der Königin Elisabeth in näheren Beziehungen gestanden zu haben, gleich als ob diese Beziehungen der Königin zum Nachtheil gereicht hätten.

Cecil suchte durch solche Hinweisungen seine eigene Mitwirkung zum Sturze des unglücklichen Essex zu beschönigen und die Hauptschuld auf Raleigh zu wälzen, was nicht wenig dazu beitrug, König Jakob in seiner Voreingenommenheit gegen den Gefangenen zu bestärken. Denn aus den Briefen ergab sich deutlich genug, daß Raleigh oft über Essex scharfe Klage führte, wozu er, wie wir wissen, guten Grund hatte, was aber Cecil dem Könige wohlweislich verschwieg. Hätte Jakob die Briefe gelesen, welche Cecil über Essex an Raleigh geschrieben, so würde er sich bald überzeugen haben, daß der doppelzüngige Minister ein weit gefährlicherer Feind des jungen Grafen war als Raleigh, allein dieser dachte zu edel, um Mißbrauch mit vertraulich an ihn gerichteten Briefen zu treiben.

Jakob's Abneigung gegen Raleigh hatte schon Wurzel geschlagen, bevor er sich durch die Nähe des überlegenen Mannes gedrückt fühlte. Er haßte ihn, bevor er ihn gesehen, weil er es übel vermerkt hatte, daß Sir Walter nicht wie Cecil, Essex, Bacon und Andere — schon zu Lebzeiten der Königin Elisabeth sich zu ihm, als dem muthmaßlichen Thronerben, in entgegenkommende, einschmeichelnde Beziehungen gesetzt hatte. Er sah

darin eine Demonstration, die ihm kaum minder strafwürdig schien, als wenn Raleigh an der Verschwörung zu Gunsten der Lady Arabella Stuart wirklich theilgenommen hätte. Endlich war er ihm unbequem als der entschiedenste und gefährlichste Feind Spaniens, als welcher er in England eine große Partei hinter sich hatte, und König Jakob wollte mit Spanien in Frieden leben.

Diese verschiedenen Gründe wirkten zusammen, ihn gegen Raleigh einzunehmen, seine Feinde zu begünstigen und sein Ansehen beim Volke herabzudrücken. Raleigh wurde deshalb auch gleich bei Jakob's Thronbesteigung seiner Hofwürden entkleidet und als Befehlshaber nach der Insel Jersey geschickt, was einer Degradation gleichkam und als ein entschiedener Akt der Ungnade betrachtet werden mußte. Gleich darauf wurde er — wie wir gesehen haben, ganz schuldlos — in den Hochverrathsproceß verwickelt und seine Verurtheilung zum Tode war ganz nach Jakob's Herzen, aber es genügte ihm vorläufig, ihn öffentlich gedemüthigt und sicher im Kerker zu haben; seine absichtlich hinausgezögerte Hinrichtung sollte — wie wir später sehen werden — noch ganz anderen Zwecken dienen.

Deshalb vermochte auch Robert Carr, des

Königs sonst so unheilvoll einflußreicher Günstling, mit seinen Vorstellungen, Raleigh's Tod zu beschleunigen, nicht durchzubringen. Jakob mußte, daß Carr an Raleigh's Hinrichtung kein anderes Interesse nahm, als sich durch seine Hinterlassenschaft zu bereichern, und dazu gab ihm der gegen seine Günstlinge allzeit schwache König hinlänglich Gelegenheit, indem er sich bereden ließ, Raleigh's Güter zu confisciren und Carr den Löwenantheil an der Beute zu gewähren. Vergebens that Lady Raleigh mit ihren beiden Söhnen einen Fußfall vor dem König, um das Erbe ihrer Kinder zu retten. Jakob blieb unerbittlich.

Uebrigens hatte er nichts dagegen, die Haft des Gefangenen, der sich mit ruhiger Ergebung in sein Schicksal gefunden und nie Anlaß zu Klagen gegeben hatte, nach und nach zu mildern und ihm allerlei kleine Begünstigungen zu gewähren. Er durfte sich Bücher kommen lassen, ein chemisches Laboratorium einrichten und sogar Besuche empfangen. Ja, der König — ein gelehrter Caliban — verschmähte nicht, einen oft regen Verkehr mit seinem genialen Gefangenen zu unterhalten und sich dessen vielseitige Kenntnisse dienstbar zu machen. Er legte ihm allerlei Fragen zu schriftlicher Beantwortung vor, ließ ihn Gutachten über

politische Angelegenheiten ausarbeiten und schickte ihm wissenschaftliche Werke zur Beurtheilung. Noch wichtiger war es, daß Raleigh sogar den ältesten Sohn des Königs, den Prinzen von Wales, in den militärischen Wissenschaften und der Geschichte unterrichten mußte.

Dieser feinfühlende und begabte Prinz Heinrich hatte auf das Entschiedenste dagegen protestirt, daß Sherbourne, Pinford, Brimsley und Barton, kurz alle Raleigh'schen Güter — diese Musterstätten für englische Garten- und Parkanlagen, der Habjucht des verschwenderischen Carr und Genossen geopfert würden; allein vergebens: Jakob konnte seinem schönen Günstlinge nichts abschlagen!

Prinz Heinrich durchschaute scharfen Auges das unwürdige Spiel, welches Cecil mit Raleigh trieb, und schloß sich diesem in inniger, verehrungsvoller Freundschaft an, während er jenen von ganzem Herzen verabscheute. Für die theologischen Spitzfindigkeiten und Zänkereien, welche das Steckenpferd seines Vaters bildeten, hatte der Prinz so wenig Sinn wie für die rohen Späße, welche der König mit seiner würdelosen Umgebung trieb. Dagegen verfolgte er mit großem Eifer und ausdauerndem Fleiße seine Studien bei Sir Walter — besonders die nautischen und

historischen — und entwickelte dabei eine so glückliche Begabung und eigenartige Klarheit des Urtheils, daß sein Lehrer die größten Hoffnungen auf ihn baute und durch seine klugen Fragen und Einwürfe sich selbst oft fruchtbar angeregt fühlte. Die Vorträge, welche er dem Prinzen hielt, gaben Veranlassung, daß er seine Weltgeschichte noch einmal gründlich umarbeitete, wobei er oft über die Unzuverlässigkeit der Quellen klagte, welche sich daraus erkläre, daß keiner der in das Hof- und Staatsleben am tiefsten Eingeweihten über seine eigene Zeit der Wahrheit gemäß zu schreiben wage, weil er wisse, daß es ihn den Kopf kosten würde, während spätere Berichte nach Hörensagen wieder der sachlichen Genauigkeit ermangelten, und endlich auch die Versuche, die historischen Schatten der Vergangenheit mit dem Blute und Hirne der Gegenwart zu füllen, zu verkehrten Anschauungen führen müßten.

Prinz Heinrich nannte die Stunden, die er mit Raleigh verbrachte, die glücklichsten seines Lebens, da er ihm das Beste verdanke, was ein Mensch dem andern gewähren könne: gute Lehre, guten Rath, Stärkung seines Gottvertrauens, Aufklärung über seine Pflichten und Anleitung sie gedeihlich zu üben. Hätte der Tod diesen vortreff-

lichen Prinzen nicht in der Blüte seiner Jahre dahingerafft, so würde er Raleigh's Schicksale doch noch eine günstigere Wendung gegeben haben, so aber wollte es sein Unstern, daß gerade seine Liebe zu Sir Walter dessen Ungemach mehren sollte. Der König wünschte, alten Hinneigungen charakterloser Politik folgend, seinen Thronerben mit einer spanischen Infantin zu verloben und schrieb die entschiedene Abneigung des Prinzen von Wales dagegen dem Einflusse Sir Walter's zu, obgleich Heinrich seinem Vater versicherte, daß er mit Sir Walter noch gar nicht von der Sache gesprochen habe.

Als nun der König über die von ihm begünstigte Verbindung ein Gutachten von Sir Walter einholen ließ, fiel dieses natürlich ebenfalls dagegen aus, da Raleigh durch seine Zustimmung die Ueberzeugung seines ganzen Lebens hätte verleugnen müssen. Schon früher war er in einer ähnlichen Angelegenheit um seine Meinung befragt worden: der Herzog von Parma wünschte sich mit einer Tochter Jakob's zu vermählen und Raleigh's Gründe dagegen gaben den Ausschlag, daß die Ehe nicht zu Stande kam. Damals hatte der König die Offenheit, mit welcher Sir Walter seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, gelobt,

diesmal rechnete er ihm dieselbe Offenheit als eine schwere Schuld an, welche selbst der Tod des Prinzen nicht zu sühnen vermochte . . .

Raleigh verlor in dem trefflichen Prinzen seine beste Stütze, seinen zuverlässigsten Freund, seine schönsten Hoffnungen für den Wiederaufschwung Englands aus dem Sumpfe der Verderbniß, in welchem es durch Jakob's Mißregiment versunken war — aber er verlor den Muth nicht, der bis zu seinem letzten Athemzuge sein treuer Begleiter durch's Leben blieb. Man hat ihn bald traurig, bald stumm in tiefen Gram versunken, bald vor Schmerz leidenschaftlich aufgereggt — aber man hat ihn nie schwach gesehen. Wie unter wuchtigen Hammerschlägen das Eisen sich stählt, während das Glas zersplittert, so stählte sich seine Seele unter den Schlägen des Unglücks, und sein Herz gewann an Gottvertrauen, was es an Vertrauen zu den Menschen verlor.

Aus jenen Tagen herben Schmerzes und schwerer Prüfung, welche dem Tode des Prinzen von Wales folgten, datiren einige seiner religiösen, wenn auch nicht durch Bilderschmuck glänzenden, so doch tiefgefühlten Gedichte, wovon eins hier seinen Platz finden möge:

Fr. Bodensiebt, Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. II. 13

Zum Himmel stellst Du, Seele, Dich erheben
 Und, göttlicher Betrachtung ganz geweiht,
 Die Zeit benutzen die zum ewigen Leben
 Dich führt, wenn Du entsagst der Eitelkeit;
 Laß alle wichtigen Gedanken sterben,
 Um Schätze unvergänglich zu erwerben.

Daß heilige Blut Dich, meine Seel', entzünde,
 Sieh stets das heilige Kreuz von Neuem an,
 Daran Dein Heiland starb und Deine Sünde,
 Das allen Gläubigen ewiges Heil gewann:
 Kein Erzeugt gleich seinen Himmelschätzen
 Und keine Kraft mag seine Kraft ersetzen.

Zu Dir, o Herr, halt' ich den Blick erhoben,
 Falt' ich die Hände, beug ich meine Knie,
 Dich soll mein Herz, Dich meine Zunge loben —
 Huldboll, mein Heiland, auf mich nieder sich!
 Dir will ich mich und was ich habe, geben,
 Dir will ich sterben um in Dir zu leben!

Solchen reingestimmten Ergüssen folgten dann
 in Stunden des Mißmuths auch andere Gedichte,
 mit ironischem Anflug. Ich lasse ebenfalls eins da=
 von in deutscher Nachbildung folgen, welches in
 der Sammlung von Sir Egerton Brydges die
 Ueberschrift trägt :

De morte.

Des Menschen Leben ist ein Trauerspiel,
 Autoren sind die Mutter und der Vater,

Die ganze weite Welt ist das Theater —
 Das Land die Bühne wo's dem Herrn gefiel
 Daß Er ihn vor aus den Kulissen zog.
 Schauspieler sind die Leidenschaften alle
 Die Menschen heimgesucht seit Adam's Falle
 Des Kindes erster Schrei ist der Prolog
 Zum Trauerspiel das folgt. Der erste Akt
 Zeigt uns die Gessen und das Spiel des Knaben;
 Der zweite offenbart des Jünglings Gaben,
 (Was er agirt, ist meistens abgeheimacht).
 Im dritten scha wir ihn als Mann schon handeln,
 Der Leidenschaft und Sünde Pfade wandeln.
 Im vierten zeigt er sich halbwegs vernünftig,
 Bereut die Thorheit, will sich bessern künft'ig;
 Doch warten wir im fünften auf die Wandlung
 Vergebens, und beschloffen wird die Handlung
 Nach allerlei Beschwer, Krankheit und Noth,
 Hier langsam und dort plötzlich — durch den Tod.

Wohl mochte der bedeutende Mann zuweilen
 in tiefe Mißstimmung verfallen über das wüste,
 aller Zucht und Sitte höhnsprechende Treiben, das
 damals am Hofe und im Staate herrschte, wo
 goldene Ehre manch schmachvolles Haupt schmückte
 und der Purpur des Königs wie der Talar des
 Richters zum Deckmantel der haarsträubendsten
 Dinge wurde.

Doch solche Verstimmungen waren bei Raleigh
 nie von langer Dauer; in rastloser Arbeit, an der

Seite seiner geliebten Beß und in der Erziehung seiner Kinder (sie hatte ihn noch im Tower mit einem zweiten Sohne beschenkt) fand er bald das innere Gleichgewicht wieder, das ihn dem Leben so fest in's Auge blicken ließ, wie er dem Tode in's Auge geblickt hatte. Seine Kinder gediehen prächtig und seine Frau war ihm ein unverstiegbarer Quell der Freude und des Trostes. Sie ließ in ihm den Gedanken gar nicht aufkommen, daß sie an seiner Seite etwas entbehre. „Glaubst Du denn, lieber Walter,“ sagte sie, „daß mir die Welt das bieten könnte, was ich bei Dir finde? Ich kenne keine Dame am Hofe, die ich um den Glanz ihrer Stellung beneide, denn ich weiß daß Alles nur Flitter und Schein ist und die rauschenden Freuden nur betrüben, aber nicht glücklich machen. Ich möchte mein Loos selbst mit dem unserer Königin nicht vertauschen, denn sie kann ihren Gemahl nicht lieben, wie ich Dich liebe, und er liebt sie nicht, wie Du mich liebst. Und, ehrlich gesprochen, lieber Walter, möchtest Du König Jakob sein und Dich selbst dafür aufgeben?“

„Nein, wahrlich nicht!“ erwiderte Raleigh lächelnd, „ich bleibe lieber der ich bin bei meiner Beß.“ —

In König Jakob hatte die Natur eine ihrer

wunderlichsten Launen verkörpert und durch äußerliche Verbindung unverföhnbarer Widersprüche ein Zerrbild alles dessen geschaffen, was der Welt für erhaben und heilig hielt.

Mit der Gestalt eines Caliban vereinte sie in ihm die Königswürde, so daß die Krone seinem Haupte stand, wie ein demantensfunkelnder Goldreif auf eine geschälte Kartoffel gedrückt.

Zugleich mit den rohesten und lasterhaftesten Neigungen gab sie ihm ein so starkes Gefühl seiner göttlichen Würde als König, daß er alle menschliche Würde mit Füßen trat.

Sie verlieh ihm die Fähigkeit, sich eine Masse unfruchtbarer scholastischen Wissens anzueignen und ein theologischer Klopffechter zu werden, der es in lateinischer Disputation mit jedem Bischof aufnahm, und versagte ihm dafür allen gesunden Menschenverstand.

Schon früh von Schmeichlern als ein neuer Salomo gepriesen, hielt er sich für unfehlbar in seiner Weisheit und beging in diesem Wahne die unglaublichsten Thorheiten. Für Recht galt ihm nur was er wollte, und für Unrecht was er nicht wollte, und um keinen Augenblick das Gefühl seiner Ueberlegenheit zu verlieren, umgab er sich nur mit Menschen, die seine Creaturen waren und

ganz von ihm abhängen. Wegen diese war er die Freundlichkeit und Freigebigkeit selbst, und ließ sich in Wirklichkeit von ihnen mehr beherrschen als er sie beherrschte. Prunksüchtig und verschwenderisch, befand er sich fortwährend in Verlegenheit, und jedes Mittel Geld zu erpressen galt ihm für erlaubt.

So allen Launen und Lüsten die Zügel schießen lassend, führte der verblendete Mann auf dem Throne England der Revolution und dem Bürgerkriege entgegen, während der erleuchtete Mann im Kerker für die Wohlfahrt nachwachsender Geschlechter arbeitete, denn seine Schriften bahnten der englischen Politik ihren künftigen Entwicklungsgang und wurden zunächst die Leitfäden für Männer wie John Hampden, Oliver Cromwell und John Milton.

IV.

Der Prinz von Wales hatte immer mit Begeisterung Raleigh's Schilderungen von seinen Entdeckungszügen gehört und danach großen Drang in sich verspürt, selbst einmal solche Fahrt unter Leitung eines so kundigen Führers mitzumachen. Es war nicht bloß Lust an Gefahren und Aben-

teuern, was ihn dazu trieb, sondern weit mehr noch lebhaftes Wißbegier und volles Verständniß von der Wichtigkeit transatlantischer Verbindungen mit England. Er ließ die Hoffnung nicht fallen, durch häufiges Zurückkommen auf den Gegenstand und Hervorheben der daraus zu erwartenden Vortheile, von seinem Vater die Erlaubniß zu einer neuen Expedition Sir Walter's nach Guina zu erwirken. Erst der Tod des Prinzen Heinrich machte diesen Hoffnungen ein Ende. Indes waren seine Anregungen nicht ohne Eindruck auf den König geblieben, der allerdings nie seine Einwilligung zu einer Reise des Prinzen gegeben haben würde, welche diesen hätten in Conflict mit den Spaniern bringen können; im Uebrigen aber für die Schätze El Dorados gar nicht unempfänglich war. Es bedurfte nur einer neuen Anregung zu günstiger Stunde, um die Sache in Fluß zu bringen, und diese Anregung kam von einem Manne, der mehr Einfluß hatte als Königin und Kinder zusammengenommen, nämlich von George Villiers, dem neuen Günstlinge Jakob's, den er zum Herzog von Buckingham gemacht hatte. Dieser war ein eben so großer Verschwender wie der König selbst und versprach sich von der Ausbeute einer neuen Expedition nach dem Goldlande großen Gewinn.

So wurde denn Raleigh durch eine königliche Urkunde zum Oberbefehlshaber einer schnell ausgerüsteten und mit Freiwilligen bemannten Flotte von vierzehn Schiffen ernannt, lief im Juli 1617 von Plymouth aus und erreichte, unterwegs von einer schweren Krankheit befallen, Anfangs November die Küste von Guiana in einem so leidenden Zustande, daß er an der Mündung des Orinoco liegen bleiben mußte, während ein Theil der Flotte unter Führung des Kapitän Keymis stromaufwärts fuhr, um die von Raleigh zweiundzwanzig Jahre früher entdeckten Goldminen aufzusuchen.

Der spanische Hof hatte durch seinen Gesandten, Graf Gondomar, gegen die Expedition nach Guiana — wo sich bereits spanische Niederlassungen befanden — protestirt und Jakob war feig genug gewesen, sich dadurch einschüchtern zu lassen. Raleigh wurde in Folge dessen verpflichtet, keine Feindseligkeiten irgend welcher Art gegen Spanien zu unternehmen, und Jakob, um sich dem Hofe von Madrid entgegenkommend zu zeigen, setzte diesen ganz genau von den Plänen Raleigh's in Kenntniß. So geschah es, daß spanische Truppen die Pässe des Orinoco besetzten, bei Sante Thome mit großer Uebermacht die kleine Schaar des vordringenden Kapitän Keymis überfielen und zum großen Theil

aufrieben, wobei auch Raleigh's hoffnungsvoller Sohn, der junge Walter, nach heldenmüthiger Gegenwehr um's Leben kam. Hierdurch zur Wuth getrieben, verdoppelten die Engländer ihre Anstrengungen, jagten die Spanier in die Flucht, erstürmten Sante Thome und tödteten den Gouverneur.

Als Raleigh, der inzwischen krank an der Mündung des Orinoco gelegen hatte, von diesen Vorgängen Kunde erhielt, wußte er, daß er verloren sei, daß man ein falsches Spiel mit ihm gespielt habe, und er machte gegen den wackern Kapitän Keymis kein Hehl daraus, der sich aus Verzweiflung selbst das Leben nahm.

Wie aus einem vom 14. November aus Casilinea in Guiana datirten Briefe Sir Walter's an seine Frau hervorgeht, worin er über die Widerwärtigkeiten der Reise klagt, hatte das Fieber gleich nach seiner Ankunft so um sich gegriffen, daß ihm keine zweihundert mehrhafte Leute übrig geblieben waren, und dieses Häuflein war nach dem blutigen Kampfe von Sante Thome so zusammengeschmolzen, daß die Expedition, ihrer Führer beraubt als verunglückt angesehen werden und sobald als möglich die Heimkehr nach England antreten mußte.

Der König brütete Unheil gegen Sir Walter,

denn er ging eben damals mit dem Plane um, seinen zweiten Sohn Karl, der nach dem Tode Heinrich's (1612) Prinz von Wales geworden war, mit der spanischen Infantin zu verloben.

Als nun Gondomar in sehr herausfordernder Weise über die Vorgänge von Sante Thome Klage führte, ließ der eingeschüchterte Jakob durch Buckingham einen Brief an König Philipp schreiben, worin er diesem ganz anheimstellte, ob Raleigh an Spanien ausgeliefert, oder in England gerichtet werden sollte. König Philipp entschied sich für das Letztere.

Sir Walter hatte bei seiner Rückkehr schon an der Küste von Irland erfahren, welche feindliche Stimmung am Hofe gegen ihn herrschte. In Plymouth wurde er dann durch den Vice-Admiral Sir Lewis Stukely verhaftet und nach Dover gebracht.

Er richtete einen Brief an den König, um nachzuweisen, daß er ganz unschuldig an dem Vorgefallenen sei und daß er nicht gewagt haben würde nach England zurückzukehren, wenn er sich schuldig gefühlt hätte, da ihm ja die Welt offen gestanden.

Jakob wollte von Unschuldsbeweisen nichts wissen; diese lagen jedoch so klar vor, daß er nach

seiner heimtückischen Art einen Plan entwarf, Raleigh in eine Falle zu locken, um wenigstens den Schein der Schuld auf ihn zu werfen.

Der nichtswürdige Sir Lewis Stukely und ein französischer Charlatan, Monsieur Malourie, geschmeidige Creaturen des Königs, wurden beauftragt, sich durch allerlei Liebesdienste und Freundschaftsbezeugungen in Raleigh's Vertrauen einzuschmeicheln und ihn zu einem Fluchtversuche zu überreden, wobei sie ihm dann auch scheinbar behülflich sein sollten, natürlich unter ausreichenden Vorkehrungen, ihn nicht wirklich entkommen zu lassen.

Die Sache war schlau genug angelegt. Der von seiner Krankheit immer noch sehr angegriffene Raleigh sah sich ganz auf den Verkehr mit Stukely und Malourie beschränkt, die ihn mit so viel Hingebung und ehrerbietiger Freundlichkeit behandelten, daß er wirklich an die Aufrichtigkeit ihrer Theilnahme glaubte. Dazu kam, daß sie ihn keineswegs über das Gefährliche seiner Lage zu täuschen suchten: ihre Befürchtungen über das Schicksal, das seiner in London warte, waren ihm ganz aus der Seele gesprochen.

Welche Vortheile hatten sie noch zu hoffen von einem Gefangenen, dessen Haupt schon dem Blocke geweiht war, nachdem er durch eine verunglückte

Unternehmung seinen Lieblingssohn und den letzten Rest seines Vermögens verloren?

Kaleigh betrachtete deshalb ihre Aufmerksamkeit und Hingebung für ihn als Ausflüsse der Achtung, die jeder Mensch, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, unverschuldetem Unglück zollt.

Denn, daß er wegen seines Verhaltens in Guiana nicht verurtheilt werden könne, gaben Beide zu, aber, meinten sie, man werde wahrscheinlich auf seine frühere Verurtheilung zurückgreifen, die noch nicht aufgehoben worden sei.

Kaleigh setzte ihnen auseinander, daß Urtheil von Winchester sei schon aufgehoben durch die Urkunde, welche ihn als Generallieutenant des Königs zum Oberbefehlshaber der nach Guiana bestimmten Flotte ernannt habe, denn kein Herrscher könne einem Unterthan, der nach Richterspruch dem Schaffot verfallen sei, Gewalt über Leben und Tod Anderer geben, ohne ihn ipso facto zu begnadigen.

Hierauf wußten die Beiden nichts zu erwiedern. Als aber Malourie sich mit Sir Walter allein besand, sagte er: „Der König kann Sie nicht mehr retten, wenn er auch wollte, er ist in seinen Verpflichtungen gegen Spanien schon zu weit gegangen und die Politik verlangt ihr Opfer. Aber warum haben Sie nicht versucht sich selbst zu retten? Ich

glaube, Sie würden dem Könige, der ein gutes Herz hat, den größten Gefallen damit gethan haben, denn Sie hätten ihn dadurch aus einer peinlichen Verlegenheit befreit, aus welcher es sonst keinen Ausweg giebt.“

Kaleigh fing an über die Sache nachzudenken und Malourie verfehlte nicht, im theilnehmendsten Tone darauf zurückzukommen. Er ließ Andeutungen fallen, daß das Versäumte leicht nachzuholen sei: Sir Lewis Stufely werde gewiß gern ein Auge zudrücken, um einem so bedeutenden Manne, wie Sir Walter, das Leben zu retten. Freilich dürfe der Vice-Admiral nicht so über die Sache sprechen, wie er — Monsieur Malourie — in freierer Stellung es zu thun wage, indeß halte er Sir Lewis für einen edlen Mann, der wohl wisse, was England seinem berühmten Seehelden Kaleigh verdanke, und noch von ihm erwarten könne im Fall eines günstigen Umschwungs seines Schicksals. Malourie erbot sich, Kaleigh alle Mittel zur Flucht zu liefern und selbst alle Gefahr mit ihm zu theilen, denn Ruhm und Ehre seien die Leitsterne eines echten Franzosen und Rühmlicheres und Ehrevolleres könne er nicht vollbringen als die Rettung Sir Walter's.

Kaleigh widerstand, trotz seinem tiefwurzelnden

Mißtrauen gegen die romanische Race, der verführerischen Lockung auf die Länge nicht, und der geschwätzige, aber dem Anschein nach so hingebende Monsieur Malourie brachte ihn glücklich dahin, wo ihn Jakob zu haben wünschte, um wenigstens einen Vorwand zur Begründung einer neuen Anklage gegen ihn zu gewinnen.

Monsieur Malourie ließ sich unter dem Einflusse der Creaturen Jakob's auch noch zu der Aussage bestimmen: Raleigh habe gegen ihn zu wiederholten Malen höchst ehrenrührig über den König gesprochen.

So mußte denn Sir Walter zum dritten Male in den Tower wandern, aber diesmal unter scharfer Bewachung. Er wurde vor eine Untersuchungs-Commission gestellt, die aus Mitgliedern des geheimen Rathes bestand, darunter der Lordkanzler Bacon von Verulam, der Erzbischof von Canterbury und Sir Edward Coke!

Der würdige Gouverneur des Tower, Sir Allen Apsley, das Urbild eines englischen Gentleman — der Vater der berühmten Miß Hutchinson — wurde, weil er Raleigh mit geziemender Achtung behandelte und zu Spiondiensten nicht zu gebrauchen war, seines Postens enthoben und durch den gleichnerischen Sir Thomas Wilson ersetzt, einen feingeschulten, glatten, geschmeidigen Herrn mit weicher

Hand und stachligem Herzen, der die Maske der Religion mit großem Geschick zu tragen wußte und alle Sünden im Namen Gottes beging. Er war ein Meister in der Verstellungskunst und unerschöpflich in Listen und Ränken. Niemand wußte so salbungsvoll zu reden wie er und dabei die Augen so andächtig zum Himmel aufzuschlagen, während er sein Opfer mit Schlangenwindungen umstrickte, bis es sicher in seiner Gewalt war.

Zur Bestätigung und Ergänzung der mündlichen Instructionen des Königs erhielt Wilson noch vom Minister Kaunton einen Brief, der mit den charakteristischen Worten schließt:

„Seine Majestät waren sehr zufrieden mit Ihren bisherigen Diensten und erwarten sehnlichst die Frucht der Beobachtungen und Conferenzen, durch welche Sie auf den bewußten Krüppel (damit ist der franke Raleigh gemeint!) zu wirken haben. Der beste Trost, den ich Ihnen geben kann, liegt in meiner Hoffnung, daß er Ihnen nicht lange zu schaffen machen wird. Proin tu quod facturus es, fac cito et frontem occasionis arripe, et preme quantum potes; potes enim, et sane vis. Vale. (Darum thue schnell was Du zu thun hast, pack' die Gelegenheit beim Schopf und presse nach Kräften, da es Dir an Kraft und Willen nicht fehlt.“)

Aus dem Tagebuche Wilson's geht hervor, daß er sein Möglichstes that, um den in ihn gesetztern Erwartungen zu entsprechen; zugleich ersieht man daraus, daß die Königin nichts unversucht ließ, um Raleigh zu retten, aber beim Könige auf hartnäckigen Widerstand stieß.

Da es Raleigh gelang, alle neuen Anklagen zu entkräften, so konnte ihn der Gerichtshof darauf hin nicht zum Tode verurtheilen; man griff deshalb einfach zu der alten Anklage zurück. Am 24. October lag das Urtheil vom König unterzeichnet vor, und obgleich Raleigh am Fieber krank lag, holte man ihn schon in aller Frühe aus dem Bette, um ihn nach der King's Bench in Westminster zu führen, wo der Attorney General Pelverton ihm mittheilte: es sei der Wille Sr. Majestät, jetzt an ihm das Urtheil vollstrecken zu lassen, welches der hohe Gerichtshof vor fünfzehn Jahren über ihn gefällt habe.

Hierauf erwiederte Raleigh:

„Mylord, ich kann nur die Hoffnung ausdrücken, daß man jenes verjährte Urtheil nicht mehr vollziehen lassen werde, denn es wurde schon ein ach dadurch aufgehoben, daß Seine Majestät mir zu meiner transatlantischen Reise Gewalt über Leben und Tod Anderer gewährten. Durch diese Willmacht gewann ich neues Leben und neue Rüstung.“

denn wer Gewalt über das Leben Anderer hat, muß nothwendig Herr seines eigenen sein. Ich unternahm die Reise zur Ehre meines königlichen Herrn und zur Bereicherung seines Landes; meine Hand erschloß die Goldminen von Guiana. Das Unglück wollte, daß meine Bemühungen für mich keine anderen Folgen haben sollten als den Verlust meines Sohnes und des Rests meines Vermögens.“

Da das Urtheil dennoch aufrecht erhalten wurde, so bat er sich eine kurze Gnadenfrist aus, zur Vorbereitung auf den Tod. Auch diese wurde ihm in rohester Weise abgeschlagen; er mußte schon am folgenden Morgen das Schaffot besteigen.

Spät Abends ließ man seine unglückliche Frau noch einmal zu ihm in den Kerker, und sie blieb bei ihm bis Mitternacht. Er suchte sie zu trösten, war aber selbst so erschüttert, daß er sie bitten mußte, ihn zu verlassen, da er zu seinem letzten Gange noch einiger Sammlung und Ruhe bedürfe. Auch wünschte er noch eine kurze Rechtfertigung zu schreiben, für den Fall, daß ihm nicht gestattet würde, vom Schaffot zu reden. Der Abschied war herzzerreißend. Thränen erstickten ihre Stimme, als sie ihm beim Gehen sagte, sie habe durch die Königin die Erlaubniß erwirkt, über seinen Leichnam zu verfügen.

„Es ist gut, liebe Beß,“ erwiederte er lächelnd, „daß Du, wenn ich todt bin, über mich verfügen kannst, was Du, so lange ich lebte, nicht immer konntest.“ —

Als sie fort war, schrieb er eine kurze und bündige Widerlegung aller ihm vorgeworfenen Verbrechen, seine Unschuld mit den heiligsten Eiden bekräftigend. Dann machte er sich noch ein paar Notizen für den Fall daß ihm gestattet werde vom Schaffot zu reden, und schrieb endlich auf ein weißes Blatt seiner Bibel folgende Verse:

„So ist die Zeit — uns zu begraben
Nimmt sie uns Alles was wir haben,
Und giebt für das geraubte Glück
Nur Staub zurück.

Ich steh' am Ziel — so Glück wie Kummer
Ertrug ich viel; zum letzten Schlummer
Thu' ich nun bald mein Auge zu
In Grabesruh.

Doch hoff' ich, daß aus Staub und Erde
Mein Heiland mich erwecken werde
Zum Lichte, wenn die dunkle Frist
Vollendet ist.“

Er hatte dann ein paar Stunden ruhigen Schlafes. Schon am frühen Morgen kam der Dekan von Westminster in den Kerker zur letzten Beichte und Tröstung. Er fand Sir Walter ruhig und voll Gottvertrauen in sein Schicksal ergeben,

dazu in einer milden und versöhnlichen Stimmung gegen seine Feinde, denen er von Herzen verzieh, selbst Stukely und Malourie, die ihn so schmachlich betrogen hatten.

Nachdem er das heilige Sacrament empfangen hatte, frühstückte er mit gutem Appetit, zündete sich dann in heiterer Stimmung eine Pfeife an und trank einen Becher Sekt dazu. Auf die Frage, ob es ihm schmecke, antwortete er: „Ja, es ist ein gutes Getränk, man muß es nur nicht zu eilig dabei haben.“

Darauf zog er sich zurück um sich anzukleiden. Sein ganzer Anzug bestand aus schwarzem Atlas, und wegen der Kälte zog er darüber noch einen Schlafrock von schwarzem Sammet.

Gegen neun Uhr Morgens wurde er von dem Dekan von Westminster und den Sheriffs von London in den Hof des alten Palastes geführt, wo das Schaffot aufgeschlagen war, umdrängt von einer großen und noch immer anwachsenden Menschenmenge. Ein ehrwürdiger alter Mann mit kahlem Haupte kam ihm so nahe und sah so traurig zu ihm auf, daß Sir Walter fragte, ob er etwas von ihm wünsche.

„Nichts,“ erwiederte der Alte, „als Sie zu sehen und für Sie zu beten.“

Sir Walter schenkte ihm das reichgestickte schwarze Käppchen, das er unter dem Hute trug. Unter der Menge, die ihn umdrängte, befanden sich auch die Earls von Arundel, Oxford und Northampton. Er war in der Morgenkälte einer Ohnmacht nahe, ehe er das Schaffot erreichte; doch stieg er leichten Schritts hinauf und sprach zum Abschiede folgende Worte zu dem in tiefem Schweigen verharrenden Volke:

„Ich habe in den letzten Tagen zwei heftige Fieberanfalle gehabt und ich bitte Euch es meiner Krankheit und nicht mir selbst zuzuschreiben, wenn Ihr einige Schwäche an mir wahrnehmen solltet. Ich danke Gott für die Gnade die Er mir gewährt, Angesichts meiner Mitbürger zu sterben und nicht im Dunkeln, oder im Tower, wo ich so lange geduldet und gelitten habe. . . Zweierlei scheint hauptsächlich veranlaßt zu haben daß man mich hiehergeführt. Einmal hat man Seine Majestät glauben gemacht, daß ich in heimlichen Verbindungen mit Frankreich gestanden, weil ich bei meiner Ankunft in Plymouth den Wunsch geäußert haben soll einen Ausflug nach Rochelle zu machen, und später mich der französische Agent in London besucht habe. Nun, wenn es schon zu jeder Zeit eine große Sünde ist, Gott zum Zeugen einer

Unwahrheit aufzurufen, wie viel größer ist solche Sünde in der Todesstunde, wo der Mensch keine Zeit mehr zur Reue hat. Doch rufe ich jetzt den allmächtigen Gott, vor dessen Richterstuhl ich alsobald erscheinen werde, zum Zeugen der Wahrheit dessen an, was ich sage: daß ich nie eine sträfliche oder heimliche Verbindung mit dem französischen Könige angeknüpft habe und eben so wenig mit seinem Gesandten oder Agenten; desgleichen daß ich nie des Königs Handschrift noch Siegel gesehen, wie fälschlich bei der Anklage behauptet wurde, ich hätte Aufträge von ihm gehabt. . . Man hat ferner gegen mich ausgesagt, ich hätte unehrerbietig über meinen König und Herrn gesprochen. Aber mein Ankläger war ein gemeiner Franzose, ein Renegat und ärztlicher Pfüfcher, den ich als ganz ehr- und treulosen Schwindler kennen gelernt habe. Es ist wahr, daß ich mich von ihm zu einem Fluchtversuch in Winchester verführen ließ, weil er mir bei Allem was heilig ist schwur, die Sache geheim zu halten, die er dann gleich am nächsten Morgen verrieth. . . Es ist jetzt keine Zeit, Königen zu schmeicheln. Ich bin jetzt ein Unterthan des Todes und ich erkläre hier feierlich, daß ich nie in unehrerbietiger Weise von meinem Könige gesprochen habe, weder zu diesem

Franzosen noch sonst Jemand . . . Ich vergebe dem Franzosen und ebenso Sir Lewis Stukely von ganzem Herzen das Unrecht das sie mir zugefügt haben, aber die Offenbarung ihrer Treulosigkeit kann ich ihnen nicht ersparen, um Andere vor ihnen zu warnen . . . Man hat auch gegen mich ausgesagt, ich sei mitschuldig am Tode des Grafen Effer gewesen und hätte bei seinem Leiden gleichsam ihm zum Hohn eine Pfeife rauchend am Fenster gestanden. Aber ich rufe Gott zum Zeugen, daß meine Hand rein ist von seinem Blute und ich nicht mitschuldig war an seinem Tode. Im Gegentheil hat es mich tief geschmerzt ihm nicht näher zu stehen während seines Leidens, da ich später hörte, daß er nach mir verlangt habe und sich vor seinem Tode mit mir zu versöhnen wünschte . . .

„Und nun bitte ich Euch Alle, Euch mit mir zu vereinen im Gebet zu dem allmächtigen Gott des Himmels, daß Er mir gnädig meine Sünden vergebe, der ich aller Eitelkeit voll war und ein sündhaftes Leben geführt habe in solchen Berufen, die am meisten dazu verleiten, denn ich bin Soldat, Seemann und Hofmann gewesen, was eine dreifache Laufbahn des Lasters und der Sünde bedeutet; aber ich hoffe, Er wird nicht nur meine Schuld von mir nehmen, sondern mich auch seines ewigen Lebens theilhaftig werden lassen.

Und nachdem ich so meinen Frieden mit Gott gemacht, sage ich Euch Allen von Herzen Lebewohl.“

Nach diesen Worten umarmte Raleigh die umstehenden Lords. Da der Morgen kalt war, so erbot sich ein Sheriff ihn noch einmal in's Haus zu führen um sich zu wärmen bevor er zum letzten Mal betete.

„Nein, guter Sheriff,“ sagte Sir Walter „in einer Viertelstunde kommt mein Fieberanfall wieder, und wenn ich bis dahin nicht todt bin, so werden meine Feinde sagen ich hätte vor Furcht gezittert.“

Darauf betete er und sagte: „Jetzt geh' ich zu Gott.“

„Bald war das Schaffot geräumt und Sir Walter bat den Henker ihm das Beil zu zeigen, womit er gerichtet werden sollte. Als er es nach genauer Prüfung scharf genug befunden, sagte er: „Das ist scharfe Arznei, aber ein gründliches Heilmittel gegen alle Uebel.“

Er untersuchte dann auch den verhängnißvollen Noth, um die passendste Lage für seinen Hals auszusuchen, denn er wollte ganz frei liegen beim Empfangen des Todesstreichs. Nun trat der Henker hinzu und bat knieend um seine Vergebung. Raleigh legte lächelnd die Hand auf seine Schulter und bat ihn guten Muths zu sein, den Streich jedoch nicht eher zu führen, als bis er ihm selbst das Zeichen dazu gebe, dann aber scharf auszuholen.

Der Henker war so bewegt, daß er auf das gegebene Zeichen nicht gleich zuschlug. Raleigh wandte den Kopf zur Seite und fragte: „Warum fürchtest Du Dich? Schlag zu!“

Zweimal mußte das Beil fallen ehe das Haupt vom Kumpfe getrennt war, ohne daß man an Raleigh nur das leiseste Zucken bemerkte. Der starke Blutstrom ließ auf eine ungewöhnlich starke Constitution schließen, obgleich Raleigh schon in seinem sechsundsiechzigsten Jahre stand.

Der Kopf wurde zu beiden Seiten des Schaffots der Menge gezeigt, dann in einen rothen Sack gethan und dieser, mit dem schwarzen Sammettschlafrock darüber gedeckt, sammt dem Leichnam sofort zu Lady Raleigh gefahren.

Diese treue und unglückliche Wittve ließ Haupt und Leichnam ihres Gatten einbalsamiren und trennte sich nicht davon bis zu ihrem Tode. Sie verheirathete sich nicht wieder, obgleich sie Raleigh neunundzwanzig Jahre überlebte.



Druck von G. Pöb in Raumburg a/S.

⊕

1) 101.

⊕ +

(+)

1) 101.

(+)

